um.
26

H. g. hum. 426 i

<36633564700012

<36633564700012

Bayer. Staatsbibliothek

Türkische Interna

von

Auredin Aga.

M. TROOST.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Heinrich Minden.
1884.

Wb/62/461

Unbefugter Nachdruck auch im Einzelnen wird gerichtlich verfolgt.
Uebersetzungsrecht in andere Sprachen vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Morgenbesuch in einem Hause zu Stambul.

Wir müssen uns nach unseren Begriffen schon sehr früh aufmachen, wenn wir alle Phasen des allmälig erwachenden Lebens in einem türkischen Hause kennen lernen wollen. Denn die türkische Familie pflegt sich Sommer wie Winter mit Tagesanbruch zu erheben, um, nach einer flüchtigen, von religiöser Seite gebotenen Abwaschung (Abdest), das Morgengebet zu verrichten, welches nur Kranken und alten, des längeren Schlafes bedürftigen Leuten erlassen ist. Im Sommer geht wohl die Herrschaft nach dem Gebete wieder auf zwei Stunden zu Bett, nicht so die Dienerschaft. Dieses frühe Aufstehen setzt ein zeitiges Schlafengehen voraus; in der That liebt man es nicht, den Tag bis tief in die Nacht hinein zu verlängern, sei es bei Festlichkeiten, sei es im häuslichen Kreise, wenn

von einem solchen im engeren Sinne die Rede sein kann. Licht zündet man im Winter nur auf wenige Stunden an, und diese Abneigung gegen künstliches Licht machen sich die englischen Gasgesellschaften leider zum Nachtheile Derer zu Nutze, welche als Nicht=Mohamedaner sich weniger an ein hühnermäßig frühes Schlafengehen gewöhnen können.

Ein Besuch in frühester Morgenstunde ist in einem türkischen Hause (Konak) weder auffallend, noch die Etikette verletzend, wenngleich officielle und Anstandsbesuche auf die Nachmittage verlegt zu werden pflegen. Man hat nicht zu fürchten, un=befugter oder störender Weise die Intimität der Familie zu verletzen, da eine solche Intimität ja nicht vorhanden ist. Für den Tag ist so ziemlich jede Verbindung zwischen dem Haremlik (Frauen=Abtheilung) und dem Selamlik (Abtheilung der Männer) abgeschlossen, und es müssen schon sehr wichtige Angelegenheiten sein, welche den Gebieter des Hauses bei Tage im Haremlik vorsprechen heißen. Bekanntlich ist jeder türkische Haushalt nach den Satzungen des Korans in zwei streng gesonderte Hälften getheilt, deren jede ihre besonderen Wohn=, Empfangs=, Wirthschafts= und Küchenräume hat. Nur in den seltensten Fällen pflegt der Hausherr

mit seiner Familie zu speisen, und geschieht dies dann im Haremlik. Den Selamlik hat die Frau überhaupt nicht zu betreten; Kinder erscheinen dort nur, um dem Vater eine Art officiellen Morgenbesuch zu machen. Ist ein Mädchen zehn Jahre alt, so hat es ebenso wie die Mutter oder die anderen weiblichen Glieder der Familie den Selamlik zu meiden. Natürlich kann eine derartige Sonderung nur in den wohlhabenderen Ständen durchgeführt werden, denen eine hinlängliche Anzahl von Räumen zu Gebote steht; die ärmeren Klassen begnügen sich, den Vorschriften des Korans dadurch gerecht zu werden, daß sie ihren Wohnraum durch einen, wenn auch noch so defecten und durchblickfähigen Vorhang in zwei Hälften scheiden. —

Es ist im Winter, kurz nach Tagesanbruch. Der Muezzin (Ausrufer der Gebetsstunden) hat soeben vom schlanken Minaret der benachbarten Moschee seinen langgezogenen, zum Gebete mahnenden Ruf ertönen lassen. Wir stehen vor dem Hause des Shevket Efendi *), der Abtheilungschef im Han-

---

*) „Efendi", ursprünglich „Doctor" bedeutend, ist allmälig zum Höflichkeits-Attribut für Männer aus den gebildeten Ständen geworden, also unser „Herr", das französische

dels-Ministerium ist; seine Verhältnisse sind nicht glänzend zu nennen, doch besitzt er sein eigenes, in einer ansehnlichen Straße von Stambul gelegenes und mit hinreichendem Comfort ausgestattetes Haus. Er hat nur eine einzige Frau, wie die meisten seiner Collegen, denn wer vermöchte in diesen theuren Zeiten, wo das Gehalt nicht mehr regelmäßig einläuft und Nebenverdienste immer magerer werden, sich den Luxus einer zweiten oder gar dritten und vierten Frau zu gestatten, deren jede ja wieder ihren gesonderten Haushalt beanspruchen würde. Man hat ja sein warnendes Beispiel an dem Collegen Güllül Efendi. Der gute Mann hatte nicht eher Ruhe, bis er sich die volle, ihm laut Koran zustehende Zahl von vier Frauen angeheirathet hatte! Und oh, wie seufzt er nun unter dem vierfachen Pantoffel! die Freunde spotten über den Armen und begnügen sich wohlweislich mit dem einzigen Pantoffel, der über der Ruhe ihrer Tage schwebt. Vielleicht *liebt* auch Shevket Efendi seine Frau, d. h. er ist ihr väterlich zugethan und behandelt sie stets auf's Höflichste und Schonendste; kurz, er ist ein

---

„monsieur"; das entsprechende Attribut für Frauen ist „Hanum", welches dem Eigennamen ebenso wie Efendi nachgesetzt wird. Familien-Namen kennen die Türken nicht.

Muster eines türkischen Ehemannes. Vielleicht, wenn er später einmal in höheres Gehalt hinaufrücken sollte, — dann ist sein Weib ja auch schon zur Matrone geworden — vielleicht kann er da eines guten Tages den magischen Augen einer seiner cirkassischen Sclavinnen nicht mehr widerstehen und entschließt sich, das Mädchen zu seiner zweiten Frau zu erheben — vielleicht — Insch Allah! (Gott allein weiß es).

Das Haus Shevket Efendi's macht einen ganz wohlthuenden Eindruck; es ist zweistöckig, und, wo die vielen Fenster der Vorderfront überhaupt die hölzernen Constructions-Theile des Baues sehen lassen, sehr sauber mit gelblich-weißer Farbe gestrichen. Es hat seine vielen, taubenartig angebrachten Erker und bedeckten Glas-Balcone, „Schah Nischan's" genannt, aus denen es sich neugierig genug die Straße auf und nieder lugen läßt; auf seinem platten Dache erhebt sich sogar die Extravaganz eines „Dschihan Numa" (Weltschau), d. i. ein nach allen Seiten ausschauendes Belvedere, wie es in Italien vielfach üblich ist. Ueber diese „Weltschau" haben sich allerdings schon verschiedene Nachbarn beklagt, denn der Türke wacht mit peinlicher Aengstlichkeit darüber, daß ihm Niemand in das Innere seiner Wohnung sieht.

Um an den messingenen Klopfer der Hausthüre zu gelangen, müssen wir verschiedene lebende Thürhüter überschreiten. Es sind dies abgemagerte Exemplare jener herrenlosen Hunde, welche fast in jeder Straße Konstantinopels rudelweise sich herumtreiben — die eigentlichen Gassen- und Gossenreiniger. Die Thiere halten nicht viel vom Aufstehen und Platzmachen, es sei denn, daß sie absichtlich oder zufällig auf den Schweif getreten werden. Auf das Klopfen öffnet ein alter, grämlich aussehender Nubier in etwas verschossener Kleidung. Damit kein Unbefugter während des Oeffnens einen Blick in das Innere des Hauses wirft, ist hinter der Thüre eine Art schützender Drehschirm angebracht. Die Flur ist geräumig und sauber, hie und da mit ehemals vergoldeten, nun verblaßten Koran-Sprüchen geschmückt. Rechts und links öffnen sich die Thüren oder vielmehr Vorhänge von schwerem Wollentuch zu den Räumen für die männliche Dienerschaft. Eine Treppe führt zu den oberen Stockwerken, in deren erstem sich rechts der Haremlik, links der Selamlik oder die Empfangsräume befinden. Ein Entresol dient der zahlreichen Dienerschaft zur Wohnung. Sowohl der Harem- als der Selamlik hat zum mindesten ein großes Zimmer, dessen hintere

und Seitenwände getäfelt sind, und dessen Vorderwand gänzlich von den Fenstern und Erkern eingenommen wird. Sämmtliche Fensteröffnungen der Frauenabtheilung haben hölzernes, oft vergoldetes Gitterwerk. Einen Eindruck der Wohnlichkeit und Behaglichkeit vermögen die Räume nicht hervorzubringen, um so weniger, als die Ventilation derselben auf höchst unwillkommene Weise durch die mangelhaft schließenden Thüren und Fenster stattfindet und für Ersatz der entzogenen Wärme nur in primitivster Weise gesorgt wird. Das Gefühl der Kälte wird durch die Leere des Raumes und den Mangel an Möbeln vermehrt. Das einzige vollberechtigte und in keinem Wohnraume fehlende Möbel ist der sich rings um die Wände ziehende, vier Fuß breite, gutgepolsterte Divan, dessen weiche Flächen mit blaßgrüner Seide, mit rothem Sammet oder gar mit golddurchwirktem Damast überzogen sind. Zu größerer Bequemlichkeit dienen Kissen, welche, ebenso wie die Polster selbst, alltags mit weißen, stets reinlichen Schutzdecken aus Leinewand versehen sind. Im Uebrigen vollenden kleinere Etagèren mit Gefäßen, Nischen mit den im Sommer zur Kühlung des Raumes dienenden porösen Wasserkrügen, große Candelaber und, wenn es hochkommt,

einzelne, dem europäischen Geschmacke entlehnte Fauteuils, Stühle und Tische, die übrigens von den Hausbewohnern selbst nie benutzt werden, die Ausstattung der Salons; Bildern und bildlichen Darstellungen ist der Mohamedaner abhold; Portraits verbietet der Koran. Als eigentliches Schlafzimmer charakterisirt sich keiner der Räume; der Türke liebt es, bald in diesem, bald in jenem Zimmer zu ruhen. In jedem derselben ist ein Schrank in der Wandtäfelung zur Aufnahme der Matratzen und des Bettzeuges bestimmt. Bettstellen selbst giebt es nicht, sondern das Lager wird, an welcher Stelle des Raumes es gerade beliebt wird, auf dem Boden improvisirt. Frauen wie Männer schlafen bekleidet, in einem aus mehreren Kleidungsstücken, unter Anderem auch aus Pelzen bestehenden, meist dunkeln Anzuge. Sie sind stets zum Aufstehen bereit.

Da schallen plötzlich vom Haremlik her ein paar dumpfe Schläge. Es ist das Signal, daß man vom Harem aus mit dem übrigen Theile des Hauses zu correspondiren wünscht; ausgeführt wird das Signal durch Klopfen an den „Dolab“, einen runden Drehkasten, der dazu bestimmt ist, Speisen und sonstige Gegenstände in den Harem gelangen zu lassen, ohne daß die übermittelnde oder die in Empfang

nehmende Person gesehen wird. Ein Diener schlürft mit nachschleppenden Pantoffeln herbei, um zu hören, was denn sei. Die klangvolle Stimme einer kleinen Nubierin meldet dem Diener im gebrochenem Arabisch durch den Holzkasten, daß der Efendi im Begriffe sei „herauszukommen“, d. h. den Harem zu verlassen, um zu seinem Selamlik überzusiedeln. Allgemeine Mobilisirung der Dienerschaft, — und da ist er, der Padischah des Hauses!

Gemessenen Schrittes — nur keine heftigen Bewegungen! — naht er, Niemanden grüßend und keinen Gruß entgegennehmend — das ist nicht Sitte — von dem weiten, pelzverbrämten Kaftan umhüllt, schleppend an den fünfzig Ellen amaranthfarbenen Tuches seiner Beinkleider, das gebieterische Haupt bis über die Ohren versteckt in einem Monstrum von Fez, der — seinem griechischen Urbilde höchst unähnlich — nach neuester Mode nicht groß und ungraziös genug getragen werden kann. Ein Nargileh-Träger folgt dem Efendi, mit voller Brust das Feuer wachhaltend, begierig zu erfahren, auf welchem Divan oder in welcher Ecke dieses oder jenes Divans die Pfeife geraucht werden soll. Ein zweiter Diener hält das Kaffee-Service bereit. Obgleich der Herr seinen Kaffee bereits drüben im

Harem eingenommen, so gebietet die Auffassung, daß, was drüben geschehen ist, als ungeschehen zu erachten ist, eine nochmalige Wiederholung. Kaum hat Shevket Efendi seinen officiellen Kaffee geschlürft, und die ersten Züge aus seinem Nargileh gethan, als auch schon, o Schrecken! der Majordomus (Wekil Chardsch) seinem Sitze naht, ellenlange Rechnungen in den Händen. Es gilt, zur Bezahlung derselben die Zustimmung zu ertheilen oder eine Anweisung zur Erhebung neuer Gelder beim Banquier zu bewilligen. Mit verdrießlich-schläfriger Miene greift der vielgeplagte Mann nach einem seiner Siegel, die er im rothseidenen Täschchen stets bei sich auf der nackten Brust führt, und zögernd untersiegelt er, denn das gilt als Unterschrift. Weiß er denn nicht, ebensowohl wie sein Majordomus, daß von den angegebenen Summen höchstens Zweidrittel als wirkliche Bezahlung für gelieferte Waare in die Kasse des betreffenden Kaufmannes fließen, daß mindestens ein Drittel sich in gewissen, nie zu sättigenden Taschen verlieren wird? Aber giebt es nicht auch für ihn gewisse Momente, wo ihm die Füllung seiner eigenen Tasche näher am Herzen liegt, als der Vortheil des Staates? „Des Padischah Reichthum ist ein Meer, und wer davon nicht trinkt, ist

ein Esel," denkt Shevket mit seinem Collegen. Und sollte da so ein Majordomus nicht ähnlich denken dürfen?

Nach Beendigung des unerquicklichen Geschäftes schickt sich der Efendi an, seine zweite Pfeife zu rauchen; da wird ein Gast angekündigt. Es ist ein Untergebener, und die Begrüßung erfolgt demnach nur durch ein kurzes Neigen des Kopfes. Es wird dem Ankömmling ein Platz auf dem Divan, jedoch nicht auf der Fensterseite, wo der Hausherr sitzt, angeboten, und ein Diener bringt ihm den Kaffee. Einige Minuten vollkommener Ruhe; die beiden sitzen unbeweglich, mit untergeschlagenen Beinen — der Türke sitzt nie anders; das Sitzen auf dem europäischen Stuhle, den er den „fränkischen Pfahl" nennt, ist ihm höchst unbequem — und lassen, während sie sich unverwandt ansehen, die blauen Dampfwolken vor sich hintreiben. Endlich giebt der Herr ein Zeichen mit der Hand, und der Gast bringt sein Anliegen vor.

Ein zweiter Besuch wird angemeldet. Diesmal ist es ein College. Shevket Efendi erhebt sich stramm militairisch, geht dem Ankömmling so viel Schritte entgegen, als dessen Rang gebührt — das ist von der Etikette genau festgesetzt — und bietet

ihm einen Platz auf dem Divan der Fensterseite, links neben sich an — es ist die Ehrenseite. Ein Diener bringt Kaffee und Tschibuk. Letzterer wird nur dem gesellschaftlich Gleichstehenden gereicht. Nachdem auch der erste Gast sich wieder gesetzt, denn jeder Besucher erhebt sich mit dem Hausherrn, herrscht wieder tiefes Schweigen und mächtige Thätigkeit der Pfeifen. Und so mögen noch mehrere Gäste kommen, ein Jeder wird mit dem, seinem Range und seiner Stellung entsprechenden Gruße empfangen. Die Unterhaltung wird stets mit gedämpfter Stimme und in den Schranken vollkommener Mäßigung geführt, sei das Thema auch noch so sehr zu heftiger Diskussion anregend. Kaum verräth das Vibriren der Stimme eine tiefere Gemüthsbewegung. Die Gesten sind, im Gegensatze zu denen der Italiener und Spanier, auf die leisesten Bewegungen der rechten Hand beschränkt. Spricht ein Untergebener mit seinem Vorgesetzten, so hat er zum Zeichen der steten Unterwürfigkeit die linke Hand auf die Brust zu legen.

Man glaube nicht, daß der Türke seinen Familien-Mitgliedern gegenüber aus dieser scheinbaren Apathie heraustritt oder gar sich zu Gefühlsäußerungen hinreißen ließe, wie sie beispielsweise beim

Wiedersehen eines lieben Anverwandten berechtigt wären. Da ist nur ein langsames, würdevolles Umarmen; — alles Uebrige sagt der Blick, der vor Freude oscillirende, vielleicht auch feucht erglänzende Blick. Wie für die Seele der „Kiëf," das heißt die vollkommene Harmonie aller Regungen, Wünsche und Gedanken, und als Folge dieser harmonischen Vereinigung die Zufriedenheit mit sich selbst als höchstes Gut erstrebt wird, so soll auch der Körper sich von keinen heftigen und leidenschaftlichen Impulsen verleiten lassen.

Da bringt ein alter Diener zwei Kinder herein, die von der Mutter herüber geschickt sind', um dem Vater den Morgengruß zu bieten. Zwei reizende kleine Wesen, im Alter von vier und fünf Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, beide höchst sauber gekleidet; der Knabe mit weiter Pluderhose, goldgestickter Jacke und Fez, der ihm kaum auf den üppigen Locken haften will; das Mädchen in rothseidenen Chalwars (Beinkleidern), die sich um die feinen Knöchel bauschen, golddurchwirktem Shawl und gestickter Jacke, die nackten Füßchen in gelben, klappernden Schnabelschuhen, und auf dem Haar, das in zwei langen Zöpfen nach hinten fällt, ein kokett mit einer Diamantnadel zusammengesteckter

weißer Schleier. Und da stehen nun die Beiden vor dem gestrengen Herrn Papa. Ist er wirklich so streng, wie er aussieht? Die großen, dunklen, fragenden Augen auf das Antlitz des Vaters gerichtet, warten sie, bis dieser ihnen ein Zeichen zum Niedersetzen giebt, und zwar ein wiederholtes Zeichen, denn Kinder sollen aus Achtung vor dem Vater aufrecht stehen bleiben.

Endlich faßt das Mädchen Muth, nähert sich dem Divan und will dem Vater etwas sagen, jedenfalls einen Auftrag von der Mama. Da der Efendi den Namen seiner Hanum aussprechen hört, beugt er sich ängstlich vor, damit ja Niemand vernehme, daß von seiner Frau die Rede ist. Der Türke vermeidet mit einer an's Lächerliche streifenden Aengstlichkeit jede Andeutung, die auf seine Frau oder seine Frauen Bezug haben könnte; ihren Namen nennt er nie, und ist er genöthigt, dennoch seiner Ehehälfte, seines Ehedrittel, -Viertel oder -Fünftel Erwähnung zu thun, so umschreibt er und drückt sich mit vorsichtiger Verblümtheit aus.

Die Kleinen werden bald mit einem leichten Kopfnicken des Vaters entlassen, und sie kehren aufathmend in den Harem zurück, wo es jedenfalls lustiger und geräuschvoller zugeht, wo das Lachen

nicht verpönt ist, wo im Gegentheil recht viel und herzlich gelacht wird. Und auch wir sind des trocke-nen Tones satt und schleichen uns mit dem Eu-nuchen, der die Kinder zurückführt, bis zur Vorhalle des Sanctuariums, „Mabeïn“ genannt. Dort, hin-ter dem Vorhange, erschallen helle Frauenstimmen, -- Rufe hin und wieder, gurrende Lachtöne, tril-lernde Noten, dazwischen eine ermahnende Altstimme, und das Alles begleitet von dem Klipp-klapp der hackenlosen Pantoffeln. Wagen wir es, indiscreter Weise den Vorhang zu heben? Nur ein wenig! — und das genügt uns, in die bunteste Scenerie Einblick zu erhalten. Sechs Sclavinnen — so viel vermag ein derartiges Haus neben der männlichen Dienerschaft zu unterhalten, denn Lohn bekommen die Sclaven nicht — sind damit beschäftigt, die Wohnung in Ordnung zu bringen, die Schlafstätten zu beseitigen, die Garderobe der Gebieterinnen zu ordnen und vorzubereiten; denn zum Haushalte gehören noch eine verwitwete Schwester der Frau und eine alte Tante, die jede ihre besondere Woh-nung und Bedienung, wenn auch noch so beschränkt, beanspruchen. Es sind vier Cirkassierinnen, auf-fallend durch schönen Wuchs und edelgeformte Ge-sichtszüge, und zwei schwarze Nubierinnen mit blen-

dend weißen Zähnen und stechenden Augen. Die Hanum selbst sitzt auf dem „Minder“ (Matratze des Divans) und raucht ihren Tschibuk.

Nazib Hanum befindet sich, wie sämmtliche Inwohnerinnen des Harems, im Négligé, und Kenner wollen behaupten, daß dies Négligé der türkischen Damen, was malerische Anordnung anbelangt, jedenfalls das für die Oeffentlichkeit bestimmte Kostüm übertrifft. Der Anzug ist aus leichten Stoffen zusammengesetzt, alles Beengende, die Bequemlichkeit Beeinträchtigende ist ausgeschlossen; dabei ist man doch stets in einer Toilette, um fremden Damenbesuch empfangen zu können. Die seidenen, meist hellfarbenen Chalwars fallen in reichen Falten bis auf die Knöchel hernieder, wo sie zusammengenommen sind. Der Fuß ist nackt, zuweilen mit gelben Strümpfen aus Saffianleder oder gar mit fränkischen Baumwoll- oder Wollenstrümpfen bekleidet. Die nackten Füße werden durch einen gelben, schnabelförmig zugespitzten Pantoffel geschützt, die Strümpfe lassen jeden weiteren Schutz entbehren, und so empfängt man auch Besuch. Die Taille umkleidet ein wohl zehnmal umgewundener, golddurchwirkter Shawl. Eine „Entarie“ (Art Jacke) von Merino, mit Pelz verbrämt — ein Vorrecht der Freien

und nur der verheiratheten Frauen — hüllt den Oberkörper so weit ein, als dies die Bequemlichkeit zuläßt. Die der Entarie anhangenden beiden getrennten Schleppen werden, um beim Gange nicht zu stören, kreuzweise zwischen den Chalwars durchgezogen und im Gürtel befestigt. Eine besondere Sorgfalt wird gerade im Hause dem Kopfputze zugewandt. Es ist entweder ein buntes, leicht auf den Haaren schaukelndes Käppchen oder ein spinnewebendünnes Tuch, welches nach Art des Turbans mit kostbaren Nadeln meist sehr geschmackvoll geordnet und befestigt wird. Dieses Tuch ist speciell dazu geeignet, den schalkhaften Ausdruck des sorglos in die Welt hinein lächelnden Köpfchens zu vermehren. Und so wiegt sich die Gestalt leicht und graziös in dem leichten Anzuge; die alabasterweißen, meist sehr schön geformten Arme tauchen aus den, nach Form der Callablüthen geschlitzten Aermeln der Entarie graziös hervor, und — mag die Schöne sich geschäftiger Weise mit Handarbeit abgeben, mag sie dem Gebieter gegenüber mit gekreuzten Armen stehen oder im wiegenden Schritte durch das Zimmer schreiten — das ist nicht zu leugnen, es ist ein lieblich-anmuthiges Bild, vor dem man gerne verweilen mag.

Die Zimmer des Harems sind in ähnlicher Weise ausgestattet, wie die Empfangsräume drüben; nur finden sich mehr Fauteuils, Tischchen, die letzteren mit allerlei Krimskrams und Nichtigkeiten besetzt, Spiegel, Candelaber und Gefäße. —

„Ein Mann!“ geht plötzlich der Schreckensruf. Ein Eunuche, der einzige von allen männlichen Dienern, welcher im Harem verkehren darf; nur christliche Sclavinnen dürfen andererseits das Selamlik betreten — kündigt den Doctor an. Vor der helfenden Wissenschaft fallen natürlich die prüden Schranken; nur eines darf nie und nimmer außer Acht gelassen werden, das Verschleiern des Gesichts, denn eine Frau, sei es aus Unachtsamkeit oder freiwillig, welche einem fremden Manne oder gar einem Ungläubigen, einem „Giaur“, gegenüber ihren Gesichtsschleier lüftet, hat dadurch die strafbarste Untreue begangen, welche zum mindesten mit Scheidung geahndet wird.

In aller Eile werden daher die Schleier vorgesteckt, und der Doctor erscheint. Mit welchen Schwierigkeiten die ärztliche Consultation verbunden sein muß, kann man sich denken; bedarf es doch z. B. zum etwa nothwendigen Vorzeigen der Zunge einer besonderen künstlichen Umhüllung der Gesichts-

züge. Die Türkinnen sind übrigens auf das Gedeihen und Wohlbefinden ihres Körpers sehr ängstlich bedacht. Selten verläßt der Arzt den Harem, ohne daß sich ihm an der Schwelle ein paar Sclavinnen entgegenstellen, mit dem dringenden Verlangen nach einer Medicin für dies oder jenes eingebildete Uebel. Meist strecken sie Zunge und Arme aus, um erstere besichtigen und an letzteren sich den Puls fühlen zu lassen. Es sei hier noch bemerkt, daß der Fremde, sei er Muselmann oder Giaur, wenn er mit einer Türkin spricht, dieselbe nicht ansehen darf, sondern den Blick gesenkt zu halten hat. Ein Uebertreten dieses Verbotes, das zu beachten dem Ungewohnten nicht so leicht fällt, wird durch ein strafendes: „Edebli ol!“ (Sei anständig!) geahndet.

Kaum hat der Arzt den Ort verlassen, so wird wieder ein „Mann!“ angekündigt. Abermaliger Schreck, doch diesmal begründeter, da man dem Arzte gegenüber die vorgeschriebene Prüderie nicht in ihrer ganzen Strenge beobachten zu müssen glaubt. Ein Eunuche schreitet dem Ankömmling voran mit dem lauten Rufe: „Kimse olmazsin!“ (Niemand sei im Wege!) Alles rettet, rennet, flüchtet nach den Thüren, nach irgend einem Orte, wo man sich verstecken kann. Erreicht man kein Versteck mehr, so

stellt man sich wenigstens mit dem in die Hände vergrabenen Gesichte gegen die Wand.

Und wer ist der Schreckliche, vor dem Alles flieht? — ein deutscher Hauslehrer, bescheiden, harmlos, schüchtern, wie nur ein Hauslehrer sein kann. Er soll der ältesten Tochter Aïscha französischen Unterricht ertheilen. Aïscha erhält auch Unterricht im Klavierspiel durch eine englische Miß. Ob diese Miß wohl jemals dem deutschen Hauslehrer verrathen hat, wie Aïscha aussieht, ob sie schön ist, groß, welche Augen sie hat, ob ihre Lippen schwellend und ihre Wangen roth? Alles Fragen, die einen jungen Hauslehrer, der eine junge Dame von fünfzehn Jahren zu unterrichten hat, doch wohl interessiren dürften. Der arme Herr hat Aïscha ja nie von Angesicht zu Angesicht gesehen; seitdem er die Ehre hat, das Fräulein zu unterrichten, sitzt er wöchentlich mehrere Stunden neben einem Vorhange, auf dessen anderer Seite Aïscha, seine Schülerin, weilt. Und er docirt nach dem Vorhange hin: „Mon père est bon“ — „Benim babam eji dir,“ antwortet ganz richtig eine äußerst melodische Stimme. Dieser Stimme nach zu urtheilen, könnte die Dame wirklich nicht häßlich sein — zudem sind ja Türkinnen selten häßlich — und nach dem Talente zu

urtheilen, mit der die Kleine sich der fremden Sprache bemächtigt, müssen ihre Augen doch wohl einigen Glanz ausstrahlen. — Armer Giaur, welche Tantalusqualen magst du deiner unsichtbaren Schülerin gegenüber auszustehen haben! —

Da wird eben das Mittagsgebet ausgerufen, und dann wird gespeist, natürlich getrennt im Selamlik und im Harem. Wir wollen nicht länger stören und uns dafür ein ander Mal zu Gaste bitten.

Zweites Kapitel.

Unterhaltungen im Harem.

Wenn der „Konak“ des Shevket Efendi in Bezug auf seine äußere und innere Ausstattung durchaus nur den alltäglichen Anforderungen an Wohnlichkeit entsprach und dort bei der Trennung des Haremlik und Selamlik nur das unumgänglichste Gebot des Koran befolgt wurde, so mag das „Seraï“ (Palast) des N.... Pascha schon eher in den phantastischen, gold- und edelsteinblitzenden Rahmen eines Märchens aus „Tausend und eine Nacht“ hineingehören. Das Seraï thront weitab von dem lauten Getriebe der zusammengepferchten Geschäftsviertel, auf einem herrlich gelegenen Hügel des Bosporusgestades, von der Sonne hellbeglänzt, von der frischen Seebrise angefächelt, umhaucht von dem narkotischen Blüthenduste seines Gartens. Dieser Garten steigt auf üppig

überwucherten Terrassen, die durch weiße Marmortreppen mit einander verbunden sind, bis zu dem Gestade hinab, wo die azurne Welle träumerisch an die weißgetünchte Mauer plätschert. Die Mauer zeigt zwei kleine Pförtchen, das eine für den Harem, das andere für den Selamlik. Auch hier ist die Trennung beider Wohnungen auf das Strengste durchgeführt. Der Harem ein Haus für sich, der Selamlik desgleichen, beide geschieden durch eine überhohe, mit einem Graben versehene Mauer, und nur in Verbindung gebracht durch eine von Eunuchen auf das Strengste bewachte, mit Gitterwerk bedeckte, doppelt verschlossene Brücke, welche nur der Pascha selbst, seine allernächsten Anverwandten und die schwarzen, häßlichen Haremswächter überschreiten dürfen.

Als äußerlicher Unterschied ist an den beiden Schwesterpalästen droben nur zu bemerken, daß die Fensteröffnungen des Harems mit vergoldeten Gittern prunken, während die des Selamliks hohe Spiegelscheiben in der Sonne funkeln lassen. Sonst sind beide gleich prächtig und gleich luxuriös ausgestattet. Nach dem Schmucke der an den Eingangspförtchen des Harems und des Selamliks harrenden „Kaïks“ (Bosporusboote) zu urtheilen, muß der erstere so-

gar der decorativ bevorzugtere sein. Wir — d. h. wir sind hoher türkischer Damenbesuch — lassen uns das Pförtchen zum Harem öffnen und schreiten, von einem Eunuchen geleitet, die mit feinen, glitzernden Muscheln bestreuten Terrassenwege hinan, an wunderlich geformten, zuweilen in ihren Verschlingungen sehr bedeutungsvollen, von Buchsbaum eingefaßten Beeten vorüber, in denen die Geranien, Fuchsien und Heliotropen, die Granaten und die Mimosen ihre Farbenpracht entfalten. Der kräftig rankende Wein, die Orangen und Citronen, diese Kinder der Sonne, suchen uns mit ihrem Schatten zu erquicken; es erquickt uns mit ihrem kühlenden Hauche die hochaufschießende Cascade, und dort drüben in den schattigeren Lagen klagt „Bulbul" (die Nachtigall) der „Gül" (rothe Rose, bekanntlich die Lieblingsblume des Orients) ihr harmonisches Liebesleid. Bunte, vergoldete Kioske von künstlichster Filigran-Arbeit laden zum Rasten ein, und begehren wir der vollkommenen Kühle, so mögen wir in eine jener unterirdischen, mit Teppichen und Divans versehenen Grotten treten, wo der Glanz der Halbedelsteine an den Wänden nur durch eine rothglühende Ampel geweckt wird, wo wir, jeder Hitze und Sorge des hellen Tages enthoben, uns dem

selbstvergessenden „Kyëf“ hinzugeben nicht abgeneigt wären.

Endlich halten wir vor dem Palaste selbst, einem Wunderbau aus allerlei Hallen, Bogengängen, weit vorspringenden Flügeln, Erkern, Balconen, Thürmen und Thürmchen, an dem die goldenen Verzierungen derart vorherrschen, daß der eigentliche, weiße Anstrich der Holzwände kaum zur Geltung kommt. Wie das gleißt und glitzert und blendet, — ein krystallisirtes Märchen! Dahinter aber, ernst und dunkel, wie gemahnend an so vieles Trostlos-Traurige, das von dieser Pracht überdeckt wird, ragen die schwarzen, ernsten Cypressen in den Azur des Himmels hinein.

Am Haupteingange empfangen uns zwei prächtig gekleidete Nubierinnen; — während die Herrinnen im Hause ganz einfache Toilette machen, pflegen die Sclavinnen, namentlich diejenigen zweiter Klasse, also die schwarzen, meist sehr augenfällig und kostbar gekleidet zu sein. — Wir treten in einen kleinen, von einer mächtigen Plantane beschatteten Hof, der von teppichverhangenen Bogen umgeben ist, mit einer Fontaine in der Mitte, welche aus einem köstlich duftenden Blumenbeete ihre Strahlen sendet. Droben auf der marmornen, von

Blumen bestandenen Freitreppe harrt zum Empfange die Haushofmeisterin (Hasnadar Housta), eine ältere, emancipirte, weiße Sclavin, im Verein mit einigen weißgekleideten Cirkassierinnen, welche uns, — es ist das eine Respectsbezeugung — durch leises Unterstützen oder nur Berühren unserer Arme in die Wohnung geleiten. —

N .... Pascha hat drei Frauen; unser Besuch gilt der ältesten, der „Bujuk Hanum“*); da, wie bereits erzählt, jede Frau ihren besonderen Haushalt hat, so wäre ein Collectiv-Besuch, der Allen gälte, unstatthaft. Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß die sich uns öffnenden Räume dem hohen Range und dem Reichthume des

---

*) Von Fremden wird sie so, oder noch ceremonieller „Bujuk Hanum Efendi“ angeredet, dem fränkischen „Madame“ entsprechend. Die anderen Frauen, die Schwestern oder sonstigen weiblichen Anverwandten heißen „Kutschuk Hanum;“ im vertraulichen Verkehre wird nur der Vorname dem „Hanum“ vorgesetzt. Die „Bujuk Hanum“ nimmt allen anderen Frauen des Harems gegenüber eine achtunggebietende Stellung ein, die selten verletzt wird. Sie hat stets den Vorrang — wenn auch nicht immer in der Gunst ihres Gebieters. — In den unteren Klassen heißt die Frau, die einzige, „Kadine,“ die Schwestern und Töchter „Molla.“ — Den Titel ihres Mannes nehmen Frauen nie an.

Besitzers vollkommen entsprechen. An Goldverzierung ist nirgends gespart; goldene Koransprüche bilden einen breiten Fries um die Wände, die Decken sind mit Blumen-Festons reich bemalt — Blumen sind das einzig Lebende, das gemalt werden darf — und mit Spiegel-Mosaik ausgelegt; die Smyrnaer Teppiche lassen den Fuß wie im Moose weich einsinken, und die Seidenstoffe der Divans zeugen von dem wunderbaren Farbensinn und von der phantasievollen Kunstfertigkeit der Brussaer Fabriken. Fränkische Möbel kommen natürlich in den aristokratischen Kreisen, welche eher geneigt sind, sich von dem „Türklük", dem Stocktürkenthum, zu emancipiren, viel mehr zur Geltung, als in den mittleren Ständen. Ein Erard'scher Flügel, mit neuestem Pariser Salonstück „fraise au champagne" auf dem Notenpulte, hält recht prahlerisch eine Ecke des Salons besetzt.

Die „Bujuk Hanum" tritt ein, eine kleine Dame von rundlichsten Körperverhältnissen; — bekanntlich neigen die Türkinnen besserer Stände wegen Mangel an Bewegung, müßigem Sitzen und Genuß von Zuckerwerk zur Corpulenz. Die Entarie aus dünner, rother Seide bringt ihre Ueberfülle erst recht zur Geltung. Sie trägt an den nackten Füßen die

gelben Pantoffeln, ein Zeichen, daß wir, die Besuchenden, an Rang gleich erachtet werden. Niedriger Stehende empfängt man in den gelblederen Strümpfen oder gar barfuß. Das Haar ist, wie bei vielen Damen, in der halben Höhe des Halses glatt abgeschnitten.

Die üblichen Begrüßungen mit herkömmlichen, das deutsche „wie geht es Ihnen?“ an Ausführlichkeit bedeutend übertreffenden Redensarten leiten das Gespräch ein, doch erst nachdem man zu Füßen des Divans auf einer dünnen, gesteppten Seidendecke Platz genommen. Es wird dieser Platz von den Damen, besonders im Sommer, dem Sitzen auf dem Divan vorgezogen. Alles sitzt, wie bekannt, mit untergeschlagenen Beinen; die Füße beim Sitzen zu zeigen, ist für Frauen wie Männer anstandswidrig.

Eine junge Sclavin bringt ein silbernes Tablet mit zwei Schalen. Die eine enthält weißes Weintrauben-Compot, die andere goldene Löffelchen mit Elfenbeinstielen. Man nimmt nur ein Löffelchen voll, läßt einen Schluck Eiswasser folgen und darf dann die Fingerspitzen — nur an Daumen, Zeige- und Mittelfinger! — mit dem herumgereichten, reich gestickten und goldbefranzten Handtuche ganz zart in Berührung bringen.

Darauf der Kaffee. Zur Bedienung sind dabei drei Sclavinnen nothwendig; die eine hält ein an silbernen Ketten hängendes Kohlenbecken, auf dem kleine Kaffeetöpfe dampfen, meist nur für je eine Tasse bestimmt; die zweite bringt die winzigen chinesischen Tassen, jede in einem kostbaren Untersatz von Goldfiligran, der mit Edelsteinen besetzt ist; die dritte überreicht den Kaffee und bedeckt später die leeren Tassen mit einem bereit gehaltenen rothsammetnen, gestickten Tuche*).

Darauf wird geraucht: Nargileh (Wasserpfeife; dieselbe wird immer seltener), Tschibuk oder Cigarette „à la franca.“

Das Rauchen bildet eine Lieblingsbeschäftigung der orientalischen Damen. Zwölfjährige Mädchen

---

*) Recept des türkischen Kaffees: Die Kaffeebohnen, sehr stark auf einem offenen, flachen Bleche gebrannt, werden in einem Mörser ganz fein gestoßen. Das Kaffeemehl wird in kleine, verzinnte, oben offene Messingtöpfchen mit Gießtülle und langem Griff geschüttet, dieselbe Quantität gestoßenen Zucker hinzugefügt und das Töpfchen voll kaltes Wasser gegossen. Darauf kommt es auf den Kohlenständer, wird rasch abgenommen, sobald es aufkocht, aber noch zweimal aufgesetzt und dann der Kaffee, ohne ihn durchzusieben, in die Kaffeetasse gegossen. Am besten wird nur so viel auf einmal gekocht, als die Tasse enthalten kann.

rauchen schon heimliche, bindfadendicke Papier-Cigarettchen; vom vierzehnten bis fünfzehnten Jahre ab, wo das türkische Fräulein bereits heirathsfähig wird, ist das Rauchen in jeglicher Form gestattet. Die Leidenschaft nimmt mit den Jahren zu. Am liebsten wird dem Tschibuk zugesprochen; derselbe ist den Verhältnissen nach sehr kostbar ausgestattet — das Rohr aus Brussaer Jasmin, großes Mundstück aus durchsichtigem Bernstein, mit Edelsteinen besetzt, Thonkopf mit Goldfiligran aus bester Fabrik, — und bedarf zu seiner Bedienung eines besonderen Sclaven oder einer Sclavin, „Tschibuki" genannt. Der Kopf enthält nur ein geringes Maß von Tabak, dessen Stärke für die Frauen besonders vorgeschrieben ist; Feinschmecker halten den ersten Zug für mittelmäßig, den zweiten und dritten für den besten, den vierten eben noch zu genießen, den fünften verwerflich. Darauf die folgende Pfeife! — Perserinnen glauben den Genuß dadurch zu erhöhen, daß sie nach je einigen Zügen ein Stück Zucker nehmen. —

Worüber türkische Frauen sich unterhalten? — Ueber bedeutendes oder unbedeutendes Nichts; — der Bildungsgrad ist nur ein sehr geringer; Dank der unseligen Tendenz, daß die Frauen nichts bedeuten sollen, weder im Hause noch außerhalb des

Hauses, kommt ihr meist sehr hübsches Talent, besonders für Sprachen und Musik, leider selten zur Geltung. Man hat den Koran, diesen Inbegriff alles Wissens und aller Weisheit, nothdürftig lesen gelernt, ohne ihn jedoch verstanden zu haben — den Männern geht es meist nicht besser; man vermag wohl tändelnder Weise ein Briefchen zu schreiben, man singt mit meist schöner, wohlklingender Altstimme ein halbes Dutzend jener melancholisch-reizvollen türkischen und bulgarischen Melodien, und wenn es hoch kommt, radebrecht man Französisch und klimpert ein paar Salonstücke, das ist Alles.

Die türkische Dame lebt nur wenig in der Oeffentlichkeit. Ihre Gänge sind auf gegenseitige Besuche, öffentliche Bäder, Bazar und Promenade beschränkt; Theater, Concerte, Gesellschaften in europäischem Sinne sind ihnen versagt — worüber sollen sie sich also unterhalten? Nun über den neuen Seidenstoff, den der Kaufmann X im Seidenbazar ausliegen hat, — über ein Pariser Hütchen kokettester Form, welches die Frau des R... Bey auf der Freitags-Promenade zur Schau trug, — über die jüngste Frau des S.... Pascha, quelle horreur: eine Schwarze! Scandal und Klatsch und, — least not last, — allerlei kleine Geschichten

und Anekdoten keckſten Inhaltes und pikanteſter Form; die Türkin iſt in ihren Ausdrücken nicht gerade ſehr wähleriſch und ſchon die Kinder läßt man ſprechen, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt.

Daß in höheren Kreiſen der Intrigue nicht ganz die Haremsthür verſchloſſen bleibt, davon giebt es Beiſpiele genug. Da gilt es bei der Lieblings=frau des Miniſters Y einen Zweckbeſuch abzuſtatten, um für den Sohn oder einen Anverwandten eine gute Stelle oder gar ein Avancement für den General zu erſchmeicheln, — tout comme chez vous! Ja es haben ſich ſogar Türkinnen als einflußreiche „Macherinnen“ in Dingen der inneren Politik er=wieſen.

Wie das klippert und klappert, kichert und ſchäkert, lacht und — mit welcher Herzlichkeit zu lachen verſteht!

Nach dem luſtigen Lärm, der aus den meiſten Harems in die flüſternde, ceremoniöſe Oede des Se=lamliks hinüberzuſchallen pflegt, muß es doch mit der berüchtigten „Langeweile des Harems“ nicht ſo ſchlimm ſein. Erlahmt Scherz und Geſpräch, ſo giebt es ſonſtiges Allerlei, das die Pauſen aus=füllt. Man läßt die „Meddah“ (Märchen=Erzählerin) kommen, eine Sclavin, die auf den meiſt ſehr kunſt=

vollen Vortrag einer Reihe von Märchen abgerichtet ist. Man läßt sich von einer anderen Sclavin ein Kapitel aus dem sogenannten „Weiberkatechismus“ vorlesen, ein Buch, das den Islam für Frauen auslegt und außerdem allerlei interessante Aufschlüsse über Talismane, Recepte zu Elixiren und ähnlichem geheimen Hocuspocus enthält. Die Türkin, wie der Türke selbst sind sehr abergläubisch, und derartige Dinge spielen keine geringe Rolle. Liebe und Liebesleben sind am meisten mit Mitteln und Gegenmitteln bedacht; da giebt es Talismane, um vergebliche Liebe zu heilen, „Sulwan“ genannt; solche, um sich einen Liebhaber zu sichern — „Äifer“; um die Treue eines Gatten zu erhalten — „Akhzer“, ein Stück Schürzenband, in das Wasser, das aus Gräbern kommt, getaucht, — sehr gesucht; und dann die sehr verbreiteten Zeichen gegen den bösen Blick, unter anderen eine Hand aus blauem Glase mit vorgestrecktem Zeige- und kleinen Finger. —

Daß die Schleier- und Farbensprache im Oriente, wo der Schleier und der bunte Firlefanz eine so große Rolle spielt, einige Ausbildung erlangt hat und die Türkin eine große Fertigkeit besitzt, durch Zurechtlegen ihres „Jaschmak“ und Berühren desselben mit den Fingern, ferner durch Winken

mit bunten Bändern dem „Betreffenden“ ein Zeichen zu geben, mag nicht befremden. Woher aber diese Ausbildung in der Blumensprache, welche sich hier wie in keinem andern Lande der ausgedehntesten Pflege erfreut? — hier, wo bei der Getrenntheit der Geschlechter ein eigentliches Liebeswerben mit Blick und Wort und Seufzern nicht existirt, wo von einem mondscheinhaften Ineinanderleben zweier liebender Seelen keine Rede sein kann! — Die Blumensprache wird allerdings meist zu bedeutungslosen Tändeleien benutzt, nichtdestoweniger wird ihre Erlernung in den Harems mit großem Eifer betrieben*).

---

*) Es giebt vollständige Lexika; hier nur eine kleine Auslese: Eine volle, blühende rothe Rose bedeutet „Vollkommenheit der Reize“; eine weiße Rose „Unschuld und Offenheit“; eine Rosenknospe mit Dornen „Furcht“; eine solche ohne Dornen „Hoffnung“; weißer Jasmin „angenehm und interessant“; das weiße Veilchen „Bescheidenheit.“ (übrigens die Lieblingsblume des Propheten); das Gänseblümchen „Unschuld“; Tulpen „durch Gram verzehrtes Herz“; Narzissen „Augen, deren Glanz durch übermäßige Zärtlichkeit erloschen“; Jonquillen „Leidenschaft“; Cypresse „Verzweiflung“; Dornblüthe „Verlegenheit“; Kornblume „Zartgefühl“; Anemone „brennende Herzen“; Hyacinthe „glühende Verehrung“; Granatblüthe „Feuer“; Granatfrucht „ein in den Flammen der Liebe brennendes Herz“; eine Orangenfrucht drückt Verachtung

Unter den verschiedenen Gesellschaftsspielen mag das beliebteste deshalb erwähnt werden, weil es von dem mimischen Talente der Damen ein beredtes Zeugniß ablegt. Jede Mitwirkerin hat der Reihe nach durch Haltung, Gang, Geberden und Sprache irgend eine bekannte und dem öffentlichen Leben angehörende Person nachzuahmen oder zu carrikiren, — und nun rathet! Wer nicht räth, bezahlt eine Anzahl Zuckerbohnen als Strafe. Charaden-Aufführungen sind ähnlich den besonders in Frankreich üblichen.

(„Artokal!“) aus; die einzelne Blüthe der Kastanie sagt „auf ewig“; eine reife Pfirsiche ist eine demüthige Bitte um einen Kuß; ein dunkler Rubin „zahlreiche Küsse“; scharlachrother Mohn oder Goldblume „Endigung aller Leiden!“ Die dunkelstreifige, carminrothe Nelke enthält in ihrem Kelche den folgenden Vers: „Unschuldig und ohne Schmuck, verdankst Du Deine Reize allein der Natur; aber Du würdest noch tausendmal bezaubernder sein, wenn Dich die Hand der Liebe schützte!“ — Und hier ein Korb mit einem Granatapfel, einer einzelnen Hyazinthblüthe, einer Goldblume, einem Cypressenzweige und darauf eine Rose, Alles durch ein Seidenband verbunden — „Muster irdischer Vollkommenheit! Mein Herz brennt für Dich mit unvergänglicher Beständigkeit. Herrin meines Geschickes! O habe Mitleid mit meiner Qual, oder die trauernde Cypresse wird bald über meinem frühen Grabe wehen!“

Und Handarbeiten? — Es wäre nur die Einsamkeit und äußerste Langeweile, die eine Türkin der besseren Stände dazu veranlassen könnte, einen Stickrahmen für Buntstickerei in die Hand zu nehmen. Und das ist auch Alles! Weißstickerei kommt deshalb gar nicht in Betracht, weil weißes Linnen der Toilette ja fast gänzlich mangelt. Die Näh- und sonstigen Arbeiten werden von den dazu angelernten Sclavinnen besorgt. Im türkisch-russischen Kriege beschäftigten sich die Damen sogar mit Charpiezupfen und Anfertigung von Bandagen, — etwas Unerhörtes!

Den Schluß eines Damenkaffees, — wenn man den Nachmittagsbesuch so nennen will; Kaffee wird ja den ganzen Tag durch genossen, — bildet Tanz und Schattenspiel. Tänze sind im Oriente nur Schaustellungen im Sinne der fränkischen Ballets; der Morgenländer selbst hält es, abgesehen von dem Hang zur Trägheit, unter seiner Würde, seine höchst-eigenen Glieder nach dem Tacte der Musik zu bewegen, und gar noch vor Zuschauern, älteren Zuschauern; — wo bliebe Letzteren gegenüber der Respekt? Die fränkischen Rundtänze würden dem Türken zudem einen höchst belustigenden Eindruck machen, indem er sich fragen würde: was

wird denn durch dies Drehen, Hüpfen und Schleifen und — Rasen eigentlich ausgedrückt? Der Tanz muß für ihn eine Bedeutung haben; die Tanzenden sollen ihm durch ihre Mimik, durch Bewegung, leider oft durch Verrenkung ihrer Glieder ein Schaustück vorführen. Das Thema ist fast ausschließlich Liebeslust und -Leid, und es wird mit einer Deutlichkeit vorgeführt, die für fränkische Begriffe die Grenzen der Wohlanständigkeit überschreitet. In den Harems sind es Tänzerinnen, cirkassische Sclavinnen, welche sehr gesucht und theuer bezahlt werden. Ihr Anzug ist leicht und durchsichtig, sie pflegen sich selbst mit tambourinartigen Trommeln und messingnen Castagnetten zu begleiten.

Im öffentlichen Leben werden Tänze von Knaben in Frauenkleidern ausgeführt. Diese heißen „Tschengis“ und recrutiren sich aus den Reihen der Zigeuner und Juden.

Das Schattenspiel „Kara-göz“ ist chinesischen Ursprungs und von primitivster Art. Der Schattenspieler richtet seine kleine Bude in einem Winkel des Zimmers auf und läßt, nachdem die Lichter ausgelöscht, seine Figuren auf einer erhellten Leinewand umherspringen. Diese Figuren sind derart plump gefertigt, daß man nicht begreift, wie ihr

Spiel solchen Effect hervorbringen kann. Denn mit gespanntester Aufmerksamkeit folgt Jung und Alt deren Bewegungen und den Weisheitssprüchen des Kara-göz, der im Sinne des Pulcinel, des Kasperle und Hänneschen die Moral in drastisch-komischer Weise meist durch Prügelung der anderen Personen zur Geltung bringt. Den Schluß bildet regelmäßig das Erscheinen eines Persers mit langem Bart und hoher Mütze, der die entsetzlichsten Grimassen schneidet und unter allgemeinem Halloh zuletzt von dem Schatten eines Türken zu Boden geschlagen wird. In Persien geschieht dasselbe umgekehrt.

Und damit wären alle die berüchtigten „Orgien“ aufgeführt, welche die, durch Märchen, Reisebeschreibungen und Romane irregeführte Phantasie den türkischen Harems anzudichten pflegt. Ausnahmen giebt es natürlich, und da möge man vor seiner eigenen Thüre kehren!

Drittes Kapitel.

Kleidung und Mode.

Auf keinem Gebiete macht sich der Einfluß der fränkischen Cultur bemerkbarer wie auf dem der Kleidermode. Und hier leider oft in wenig günstiger Weise: man kleidet sich in Diesem und Jenem „à la franca“ und darf doch in vielem Anderen nicht gegen Herkommen und Koran verstoßen. Aus diesem Schwanken zwischen den Satzungen des „Türklik“ und den Verlockungen der fränkischen Modepuppe entstehen dann allerlei Abgeschmacktheiten und Ungeheuerlichkeiten; im Interesse des Malerischen ist der Eintausch einzelner türkischer Kleidungsstücke gegen die vom Westen her importirten Machwerke der Alles nivellirenden Mode geradezu bedauernswerth. Würdet Ihr werthen Osmanlis mit Turban und Kaftan zugleich so manche Unnatur, so manches Vorurtheil mit abwerfen, so

möchte man Euch gern die zunehmende Vorliebe für die westlichen Unschönheiten des Fracks und Cylinders verzeihen, — so aber laßt Euch sagen: Ihr entledigt Euch der glänzenden Schale, und was bleibt übrig? — der hohle Kern, den der geschickteste Pariser Kleiderkünstler nicht verhüllen kann!

Vor Allem, wo ist Euer vielgerühmter Sinn für das Farbige geblieben? Blau, Gelb und Roth verbannt Ihr aus Eurer Farben-Scala und laßt es Euch an düsterem Grau, an unfreundlichem Graubraun, an fahlem Aschblau genügen, und Schwarz, sagt Ihr, sei vornehm! — glänzt denn da droben an Eurem blauen, ach so wunderbar blauen Himmel nicht mehr die Sonne, die Alles Vergoldende, die selten Verhüllte, die Bringerin der Freude, die große Farbenkünstlerin, welche Euren herrlichen Bospor mit Azur und Smaragd durchleuchtet, den Kranz Eurer Berge mit purpurnen Schleiern belegt und in dem saftigen Grün der Villen eine unvergängliche Blüthengluth entfacht, die alles Dunkle und Graue aus ihrer Nähe bannen müßte?! — In der That mag der Fremde in Konstantinopel vergeblich nach dem Colorit des Orients ausschauen. Die Straßenmenge hüllt sich in Grau, Schwarz und Braun;

die helleren, freudigeren Nüancen sind abgethan; ja es giebt Reform-Fanatiker, welche das Tragen heller Stoffe als „Kabaluk“ (rohe Sitte) kennzeichnen; daher, wenn man auch äußerlich den Jungtürken herauskehren will: — möglichst dunkle Kleidung! Wären nicht die hellen Mäntel der Frauen, die korangerechten Schalwars der altgläubigen „Esnaf's“ (Handwerker), die bunten Gürtel-Shawls der unteren Volksklasse — wäre das Straßenleben Konstantinopels nicht mit den Vertretern aller möglichen asiatischen und afrikanischen Nationalitäten durchsprenkelt, so könnte man geneigt sein, die malerische Tracht des Orients für ein Märchen zu halten, wie so Vieles Märchen ist, was über das Morgenland und dessen Sitten geschrieben ist und noch wird.

Das neumodische Verblassen der Farben wird übrigens zumeist nur in den Städten beliebt; die biederen Landleute wollen es sich nicht durch den Augenschein demonstriren lassen, daß Grau und Schwarz freundlicher aussehe, als das althergebrachte Roth, Blau und Gelb, — „dunkle Farben verdüstern die Seele.“ — Grün ist immer exclusiv gewesen; es war die Lieblingsfarbe des Propheten, daher die türkische Nationalfarbe. Nur die durch

Stammbaum verbürgten Nachkommen des Propheten dürfen dieselbe tragen, und mit welcher fanatischen Aengstlichkeit wird darüber gewacht, daß kein Unbefugter mit der heiligen Farbe sein unheiliges Selbst umkleide. Grüne Teppiche sind ein Greuel; — wer unterstünde sich, die Farbe des Propheten mit Füßen zu treten?! —

Standhafter sind Schnitt und Form verblieben, und da mag die Bequemlichkeit ein gewichtiges Wort mitgeredet haben, welche weite, faltenreiche Umhüllung verlangt und Alles Beengende, die vollkommene Ruhe des Körpers Beeinträchtigende von sich weist. Althergebrachte Prüderie gebietet zudem, daß nur ja keine anliegende Falte ahnen lasse, welch' herrlicher Gliederbau*) sich unter dem Aufwand von bauschigen und wulstigen Gewändern verberge; — vor einer preußischen Husaren-Uniform, vor einer Pariser Küraß-Taille würde man sich entsetzen, und welche Unerhörtheit: — eine ausgeschnittene Balldame, selbst wenn sie nicht einmal die Ungeschicklichkeit begeht, mit und vor fremden Männern zu tanzen! Also vollständige Verpuppung und zudem ein solches Uebereinander von theilweise wattirten, theilweise

---

*) Die Männer besonders sind meist sehr schön gebaut.

mit Pelz verbrämten, schwerstoffigen Gewändern, daß man selbst fast glauben möchte, die vielen Hüllen hielten, wie die Kälte, ebenso auch die Hitze ab. —

Und nun mögen wir die türkische Tracht von ehemals, wie sie heute wohl noch von der älteren Generation vereinzelt getragen wird, mit der des neumodischen Jungtürken vergleichen. Das Kaffeehaus bietet uns die beste Gelegenheit; hier ist das Stelldichein der Localpolitiker, der Kannegießer des Stadtviertels; Beamte, berechtigte und unberechtigte Nichtsthuer, Kaufleute, die sich zur Ruhe gesetzt, Pensionäre u. s. w. verbringen hier einen nicht unerheblichen Theil des Tages. Was sollten sie daheim im öden Selamlik, wo etwa temporäre Familiensorgen den „Kyëf“*) stören könnten? Manchem ist gar der Harem über den Kopf gewachsen, und sein Selamlik ist zu einem kleinen, höchst unwohnlichen Raum zusammengeschrumpft, wo von Empfang von Besuchen keine Rede mehr sein kann; — also zum Café! — dort findet man seine Bekannten, die hier seit langen Jahren ihren Stammsitz halten; es wird politisirt, Tavla (ein sehr beliebtes, puffartiges Spiel), Trictrac und Schach gespielt, geraucht und mit sehr

---

*) Siehe Seite 13.

vernehmlichem Geräusch Kaffee schlürft. Zigeuner executiren zuweilen unharmonische Musik, und ein „Meddha“ (Erzähler) läßt seine Redekünste los.

Seht dort drüben in der Ecke jene Gruppe älterer Stammgäste. Sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf der Decke vor dem Divan, jeder den Rosenkranz von neunundneunzig Perlen in der einen, das Tschibukrohr, dessen Kopf auf einem Messingteller ruht, in der andern Hand. Nach der Länge des Rohres und nach den ungeheuren Tabakswolken zu urtheilen, sind es Notabilitäten*), jedoch nicht zu dem vornehmeren Stande gehörig, da dieser selten ein öffentliches „Kahwakhan“ besucht. Welche Würde und welche Fülle der imponirenden Erscheinung! Die mit gelben Schaflederstiefeln bekleideten Füße verschwinden gänzlich unter dem ungeheuren Wulst der Schalwars, und ein guter Theil dieser Schalwars verschwindet wieder unter den fünfzehnfachen Windungen eines um die Hüften gelegten persischen Shawls, groß genug, um eine fränkische Dame gänzlich einzuhüllen; die bis zu den Füßen reichende,

*) Niedrigstehende dürfen nur ein Rohr von einer bestimmten Länge tragen und müssen sich eines mäßigen Qualmens befleißigen; der Sohn raucht nie in Gegenwart des Vaters.

auch im Sommer pelzverbrämte Dschubbe läßt nur noch die Zipfel der weiten Salta (Jacke) darunter erkennen. Unter dieser Salta noch ein oder zwei gefütterte, seidene Entaries und dann das — Hemd. Man nenne es hier mit Vorsicht, denn auf die Reinlichkeit und den öfteren Wechsel dieses intimen Kleidungsstückes wird kein großes Gewicht gelegt. Auf eine ziemlich reichhaltig ausgestattete Garderobe kommen höchstens drei bis sechs Hemden aus dünnem, halb aus Seide, halb aus Wolle bestehendem Stoffe. Leinen kommt jetzt erst auf. In Persien ist dieser Contrast zwischen verborgener Unreinlichkeit und äußerem Pomp noch auffallender, soll doch Se. Majestät der Schah nur ein einziges Dutzend europäischer Hemden besitzen.

Wir vermissen in dem Gürtel des Efendis dort den in europäischen Opern nicht zu sehr übertriebenen Waffenvorrath, die Handschars, Yatagans, Pistolen und gar das krumme Türkenschwert; der Stambuler Türke scheint denn doch eingesehen zu haben, daß das Tragen seiner uralten Mordwerkzeuge schließlich in unserem Zeitalter der vervollkommneten Waffentechnik zur lächerlichen Spielerei geworden; er wandelt jetzt ohne Waffen eben so ungefährdet zu seinem Kahwakhan, wie ehemals. In den

kleinen Städten glaubt man jedoch der massenhaften Schutz- und Trutzmittel nicht entrathen zu können.

Noch mehr als durch die bisher genannten Kleidungsstücke werden die strengen Alttürken durch ihre Turbane gekennzeichnet. Wie die Länge des Pfeifenrohres, so ist auch die Größe des Turbans ein Zeichen der Vornehmheit. Wie schwer und massig, jeden Gedanken einengend, sitzt den Würdigen dort das Gebäude aus Filz und Leinen auf den rasirten Häuptern; etwas nach hinten geschoben, — denn ein Herabrücken der Kopfbedeckung in die Stirn deutet den Bösewicht an, — wird es zu einer Art Uebergewicht, welches die Köpfe zwingt, in den Nacken zu neigen, was ein um so würdevolleres Ansehen verleiht. Die „Sari's", Tücher, welche um die Kappe gewunden werden, sind weiß; mithin werden wir in der Vermuthung weiter bestärkt, daß wir es mit frommen, gelehrten, gewissenhaften Moslemins zu thun haben. Denn bunte Turbans werden nur von Bauern, und in Städten von den durch die moderne Lebensluft bereits Afficirten getragen. Grün ist auch hier wieder ausschließlich den Nachkommen des Propheten vorbehalten.

Der Turban, corrumpirt aus „Dülbend, Dulban", verdankt seine Entstehung dem Wunsche Mu-

hameds, daß seine Anhänger sich von den heidnischen Arabern durch ihre besondere Kopfbedeckung unterschieden. Man umwand die „Kauk“, eine weiche Mütze aus Filz oder Seide, mit einem dünnen Streifen weißen, goldgeränderten Musselins, und das blieb bis zum Sturze des Khalifates der Abbassiden*) die religiös-officielle Kopfbedeckung des Muhamedanismus. Da begann die Mode ihre Launen daran zu versuchen und der verschiedenen Modelle wurden unzählige. Auf den Friedhöfen Konstantinopels möge man sich einen Begriff machen von der Mannigfaltigkeit, mit welcher zu verschiedenen Zeiten das Symbol des Moslemismus zu tragen beliebt worden, denn jedes Grabmal ziert der in Stein portraitirte Turban des darunter Liegenden. Aus der Windung des Sari's wurde im Laufe der Zeiten eine Flechtung; es wurde immer künstlicher geflochten, so daß besondere Turbanwinder, „Sarikdschi's“, nothwendig wurden, deren Kunst für die unteren Klassen von den Barbieren usurpirt wurde. Vornehme und Reiche haben heute noch, wenn sie den Turban tragen, ihren Sarikdschi, dessen einziges Geschäft darin be-

*) Dieses osmanische Herrschergeschlecht, von Abbas, dem Oheim Muhamed's abstammend, regierte in Bagdad und Aegypten von 750 bis 1258.

steht, den Sari genau nach der herrschenden Mode um die „Kauk“ ihres Gebieters zu winden. Die jedesmalige Mode ging natürlich vom Serai des Herrschers aus. Kriegerische Sultane trugen leichte, feldmäßige Turbane; Eroberer schmückten dieselben mit dem Zeichen des Siegers, der Reiherfeder; verweichlichte Haremshelden beschwerten die prächtigen Gewinde mit Edelsteinen und Perlenschnüren; extravagante Launen schufen eine melonenförmige Ungeheuerlichkeit aus Weidenflechten und Baumwolle, achtzehn Zoll hoch, mit weißem Musselin bedeckt und senkrecht gestreift.

„Der Turban ist der Schmuck des Hauptes“ heißt es; doch ist er nicht ein bloßer Schmuck allein, er hat manchen nützlichen Zweck: bei Tage ersetzt er den Sonnenschirm; bei Nacht dient er als Kopfkissen; seine Zipfel geben bei den massenhaft gebotenen religiösen Abwaschungen das Handtuch ab, ja er wird zum Behälter für Zahnstocher, Zahnbürste, Löffel, Salz und Pfeffer, Augenpulver, kurz zugleich Apotheke und Reise-Necessaire. Dem Strenggläubigen ist er ein beständiges memento mori, denn er bildet schließlich sein Leichentuch; man rechnet daher Sari's von so und so viel Leichentuchlänge; der Laue begnügt sich mit zwei bis drei, der

Fromme thut es nicht unter sieben dieser Längen. — Der Sherif von Mecca, sowie die vornehmen Einwohner dieser Stadt stehen außerhalb jeder Mode; sie sind stolz darauf, ihren Turban genau so zu tragen, wie Mohamed, und darauf bildet man sich nicht Geringes ein. —

Da tritt das Gegenstück ein, ein junger Pforten-Efendi, gefolgt von seinem Diener, der, obgleich türkisch gekleidet, dennoch einige Zeichen europäischer Livrée an seiner Jacke trägt. Der Luxus, mit einem Gefolge von Dienern zu prunken, hat längst abgenommen, doch will man wenigstens als letzten Anklang einer reicheren Zeit seinen Tschibuktschi nicht missen, welcher den in ein Seiden-Futteral eingehüllten Tschibuk des Gentleman bis zu den Bureaux der hohen Pforte oder zum Kahwakhan in ziemlich ostensibler Weise zu bringen hat. Unser Efendi, der soeben die Beine auf dem Divan kreuzt, und das mit großer Mühe, denn die Stege seiner grauen Beinkleider hindern ihn ja daran, ist ein Dandy neuester Mode. Stege dürfen aber nicht fehlen — lieber unbequem sitzen! Und diese europäischen Stege befestigen sich an echt türkischen, gelb-saffianenen Unterstiefeln, damit der Contrast nicht fehle und das Gehen, besonders in den, nun

im Kaffeehause abgelegten, elephantenmäßigen Ober-schuhen, erst recht unbequem werde — mais c'est la mode!

Der „Setri", Rock aus schwarzem Tuche mit vielen Knöpfen, welcher bis über die Kniee reicht und beim Sitzen die pluderigen Chalwars ganz verdeckt, wird selbst in Hundstagen fest zugeknöpft, ohne daß deswegen die beiden westenartig geschnit-tenen Entaries darunter für entbehrlich gehalten werden; also die europäische Mode in's non plus ultra der Unbequemlichkeit verwandelt, zumal wenn man das orientalische Klima in Betracht zieht. Nur der Hals bleibt frei; es ist ein Wunder, daß die schönen, mädchenhaften Cravaten der europäischen Lions noch keinen Liebhaber gefunden!

Wie bereits angedeutet, wird der rothe, mit blauseidener Quaste versehene Fez, die officielle Kopf-bekleidung der Beamten und Militärs, welche immer mehr den alten Turban zu verdrängen trachtet, nach neuester Mode in überschwenglicher Größe beliebt. Stirn, Ohren, ein Theil der Wangen und des Halses verschwinden unter dem riesigen Kopfbedecker — kein schönes, aber ein komisches Bild.

Uebrigens hat sich unser Pforten-Efendi nur zum Schein den Tschibuk nachtragen lassen; er zündet

ihn nicht einmal an; es ist ja viel modischer, sich aus russischer Tabaksdose seine Cigarrette zu drehen, wobei ja auch Gelegenheit geboten ist, ein Paar feingesteppte Wiener Handschuhe oder aber einige kostbare Ringe römischer Arbeit dem — nicht staunenden — Publikum zu zeigen, denn der eingefleischte Grundsatz des Orientalen ist „nil admirari!“ Nichts anstaunen!

Da erschallt vom Minaret das „Hejjua et selat!“ und mahnt zum dritten Gebet. Und hier schweigt jede Mode; was die Ausführung der rituellen Verrichtungen anbelangt, da ist der Muselmann nur Muselmann. Ob ihm der Turban auf dem Haupte lastet, ob ihm der Fez heiße Schweißtropfen aus der Stirne preßt, ob Alt- oder Jungtürke, Alles beugt sich mit derselben Miene gläubigen Gebetes vor Allah; und diese meist wohl nicht erheuchelte Andacht, welche den Arbeitenden sowohl, wie den Müssiggänger in gleicher Weise zum Niederknieen zwingt, sei es im Staube der Straße, sei es auf dem reichgestickten Gebetsteppich des Seraï, macht für den Unbetheiligten jedenfalls einen erhebenden Eindruck. —

Weit weniger als bei den Männern hat die fränkische Mode ihren Einfluß auf die Tracht der

Frauen ausgeübt. Das „Feredschi“ (weiter Mantel) verhüllt nach wie vor die Toilette der Damen dem unbefugten Blicke, und mag der Faschmak noch so kokett getragen werden und noch so durchsichtig erscheinen, er ist und bleibt die gebotene Kopfumhüllung, hinter der sich ein Pariser Hütchen von Madame Laure oder die hergebrachte „Fotaza“ schüchtern verstecken mag. Die äußere Erscheinung ist dieselbe geblieben; nur werden bei den Vornehmeren, wie oben bereits gesagt, dunklere Farben beliebt. Auch das von dem „Feredschi“ Umhüllte hat nur in einzelnen Stücken Fränkisches angenommen, und mag es die schöne Stambulerin noch so oft nach Pera hinüber locken, um die Herrlichkeiten der fränkischen Mode- und Putzläden zu bewundern, so bleibt es im Wesentlichen bei diesem Bewundern. Zu dem Corset und der enganschließenden Taille kann sich die Türkin aus Hang für das Bequeme, Ungebundene nicht recht gewöhnen; die Jupe und der Schlepprock werden hie und da adoptirt, und sei es nur, um daheim im Harem das berauschende Frou-Frou der seidenen Chalwars noch zu vermehren. Fränkische Lederhandschuhe sind allgemein im Gebrauch, ebenso seidene und weißbaumwollene Strümpfe. Die fränkische Bottine und

das Schnürstiefelchen sind nur im Schnitt adoptirt worden; sie blieben hackenlos und werden von weichem, den Fuß wenig drückenden, gelben oder rothen Corduan oder aus Seide gefertigt. Was die weißleinene Wäsche anbelangt, so vermag sie sich bei den Damen anscheinend eben so wenig Liebe, wie bei der Männerwelt zu erwerben. Weißgesticktes und Spitzen werden nicht getragen.

Die Türkin kennt eigentlich nur zwei Anzüge: den einfachen, sehr freien und fesselosen Haremsanzug und den Anzug für den Ausgang und die Promenade. Ersterer ist bereits beschrieben worden; auf den Letzteren wollen wir etwas genauer eingehen, und zwar in der Reihenfolge, wie derselbe angelegt wird.

Dschümlik, das Hemd, ist stets von Birundschik, d. h. einem aus Baumwolle und Seide oder Wolle und Seide gemischten Stoffe. Es wird mittelst eines Diamants, einer Perle oder eines Korallenknopfes am Halse und mit ähnlichen Verzierungen auf der Brust zugeknöpft. Die Aermel sind weit, und das Ganze ist mit weißen Atlasstreifen besetzt.

Dislik, das Unterzeug, ist von Calico und sehr weit. Weiße Strümpfe sind, wie schon gesagt,

allgemein, trotz des Verbots, das im Jahre 1841 der Scheif-ül-Islam, der oberste Decernent in Glaubenssachen, gegen diese Neuerung erlassen.

Chalwars, Beinkleider, sind am Gürtel etwa drei Ellen weit und verengen sich nach unten auf anderthalb Ellen. Sie werden oben mittelst eines, durch den breiten Saum gezogenen Gürtels zusammengehalten und unter dem Knie befestigt, so daß sie in großen Falten bis an die Knöchel herabsinken. Der Stoff ist je nach den Jahreszeiten und nach den Vermögens-Umständen verschieden. Die Reicheren verwenden Brocat und geblümte Seide, welche in Lyon ausdrücklich für den türkischen Markt angefertigt werden; ja die Lyoner Seide hat längst die Producte von Scutari, Brussa und Pera verdrängt. Sonst ist Merino, „Tschekma", Baumwolle mit Goldadern durchzogen, „Kutnu", Baumwolle mit wenig Seide, geblümter Musselin und beim Volke hauptsächlich gedruckter Kattun in Gebrauch. Die Chalwars vertreten die Unterröcke der Europäerinnen; Flanell wird nie getragen.

Entarie, eine Art Jacke mit Schößen, schließt sich auf dem Rücken eng an, ist vorn weit ausgeschnitten oder offen und wird um die Taille durch Knöpfe zusammengehalten. Die Aermel schließen

um den Oberarm und hängen dann offen und lang herab, so daß die Aermel des Dschümlik zu sehen sind. Die Schöße theilen sich in zwei Theile, welche in lange Streifen über die Füße herabfallen, beim Gehen zwischen den Chalwars durchgenommen und im Gürtel-Shawl befestigt werden. Die Entaries bestehen aus demselben Stoffe wie die Chalwars, nur sind sie reicher besetzt, mit Seide, Schnüren, Goldlitzen, Troddeln u. s. w.

Kuschak, der Gürtel, besteht aus einem schmalen, zweimal um die Taille gewundenen Shawl, bei den Reichen aus Tyrus- und Sidonseide, dessen Enden vorn flach zusammengelegt werden. Er dient zum Aufbewahren der kleinen Taschentücher „Jemini", und zuweilen der reichgestrickten Geldbörsen. Uhren tragen die Frauen selten, Dolche, wie fälschlich berichtet wird, niemals. Fächer und Schirme sind selten; beide werden ersetzt durch den „Jelpazi", Handschirm aus Federn von Gänsen, Schwänen und Straußen, mit Elfenbeingriff und einem kleinen Spiegel in der Mitte.

Die Fußbekleidung besteht aus „Tschelik", „Papuschen" und „Tschichpschip." Erstere sind dünne, strumpfartige Lederstiefeln mit weichen Sohlen, ähnlich wie die der Männer, nur daß die Chalwars

an ihnen nicht befestigt werden. Papuschen sind stärkere Ueberschuhe, bei den Türkinnen gelb, den Armenierinnen roth, den Griechinnen schwarz und bei den Jüdinnen blau, im inneren Theile der Sohle oft mit Gold gestickt. Tschichpschip werden im Hause, meist an nackten Füßen getragen; es sind Pantoffeln von verschiedenem Material und Farben, mit Silber, Gold und Perlen reich gestickt, mit einer Einfassung von buntem Seidenband versehen und auf dem Fuße mit seidenen Rosetten, goldener Quaste oder Perlenbund geziert. Der Preis dieser Pantoffeln wechselt zwischen 30 bis 1600 Piaster (der Piaster zu 18 Pfg.). — Sitzen die Frauen auf dem Divan oder im Wagen, so legen sie diese Bekleidung ab; ebenso wird beim Eintritt in ein Haus der Ueberschuh ausgezogen und vor die Thüre des Harems gestellt, zum Zeichen, daß Damenbesuch da und der Eintritt dem Hausherrn verboten ist. Frauen aus den niederen Ständen tragen rothe oder schwarze Papuschen mit flachen Sohlen, mit oder ohne Wollsocken darin. — Jedenfalls sind diese Fußbekleidungen durchaus nicht geeignet, die angeborene Grazie des türkischen schönen Geschlechts zur Geltung kommen zu lassen. Die gelben, plumpen Stiefel müssen den kleinsten und wohlgeformtesten Fuß, — und Türkinnen pflegen

darin bevorzugt zu sein, — nur entstellen, abgesehen von der Unbequemlichkeit, daß der lose Pantoffel nicht fest an den Füßen haftet und leicht abfällt.

Fotaza, der Kopfputz, besteht aus zwei Theilen, Fez und Jemini. Erstere sind von dem feinsten Filz und sehr klein; sie sitzen graziös und keck auf dem Hinterkopfe; die große, blaue Quaste hängt bis auf den Rücken herab. Geschmückt werden die Fez oft in reichstem Maße durch Diamanten, Stickerei und Perlen. Jemini sind bunte Musselintücher, welche zweimal um den Fez gewunden werden, und deren Enden malerisch herabhängen.

Jaschmak, Schleier, setzt sich aus zwei Stücken feinen Musselins zusammen, von denen das eine quer über das Gesicht gezogen, so daß es Brust, Kinn, Mund und Nasenrücken bedeckt, und am Hinterkopfe befestigt wird, das andere die Augenbrauen und den ganzen Kopf verhüllt und unter dem Feredschi herabfällt. Die Jaschmaks der Armenierinnen, die sich übrigens mehr der fränkischen Mode befleißigen, unterscheiden sich von denen der Türkinnen dadurch, daß sie die ganze Nase, aber nicht den Mund frei lassen. Der Jaschmak hat seinen Ursprung in der Eifersucht des Propheten; der sonst so starke Mann konnte es nicht über sich bringen, zu sehen,

daß die Gesichter seiner Frauen jedwedem fremden Männerblicke ausgesetzt waren. Für die Türkinnen hat dieser Schleier, der die Gesichtszüge verhüllen soll, längst den Charakter des grausamen Zwanges verloren. Er ist durchsichtig wie ein Hauch und verhindert weder das Sehen, noch das Gesehenwerden; ja er begünstigt geradezu das Kokettiren mit fremden Männeraugen, vor denen er schützen soll. Man zeigt Grazie und Geschmack in dem Ordnen der luftigen Falten; man freut sich, wie „gut das steht," wie er den natürlichen Teint erst recht zur Geltung kommen, wie er die künstliche Malerei des Gesichtchens als eitel Natur erscheinen läßt. Und muß diese gebotene Hülle solchen Reizen nicht äußerst willkommen sein, welche auf die Frische des Frühlings, auf die Vollblüthe des Sommers nur noch fraglichen Anspruch machen können? Findet sich eine Dame, deren Gesichtszüge mit einem außergewöhnlich dichten Gewebe verschlossen sind, so kann man sicher sein, daß hinter dieser anscheinenden Strenggläubigkeit sich das Geständniß verbirgt, man habe nur geringe Reste von Reizen aufzuweisen. Leider beginnt das „Matronenthum" der Türkinnen schon sehr früh, meist mit dem vierzigsten Jahre. Daß die Enthüllung des Schleiers ein kaum zu

sühnendes Verbrechen bedeutet, ist bereits gesagt worden; die Vorschrift ist sogar so streng, daß das Freilassen der Nase als unerhörte Schamlosigkeit, zum mindesten als eine freiwillige Erniedrigung gilt, da man ja dann den Armenierinnen sich gleichstellt.

Die Feredschi's, ohne die keine Frau außerhalb des Hauses erscheinen darf, sind bei Vornehm und Gering von gleicher Größe und Länge. Sie reichen bis zu den Füßen und haben einen weit herabhängenden, kragenartigen Ueberwurf. Auf der Brust etwas auseinanderstehend, werden sie um die Hüften fest durch die Hände zusammengenommen; — letztere aber sollen dabei nicht gezeigt werden. Das Winter-Feredschi wird von feinem, breitem Tuche, das Sommer-Feredschi von leichtem Merino, Schaly oder Serge gemacht; die Reicheren tragen Seide oder Atlas. Als Farben sind vorherrschend: hellblau, rosaroth und olivenbraun; Vornehme tragen dunkle Farben und lassen die Verzierungen fort.

Viertes Kapitel.

Toilette und Bäder.

Ihr großer Feldmarschall Graf Moltke sagt in seinen Briefen über die Türkei: „Gewiß sind die Gesichter der Türkinnen im Allgemeinen sehr schön. Fast alle Frauen im Orient haben den köstlichsten Teint, wundervolle Augen und breite, gewölbte Augenbrauen.“ Wer möchte an der Wahrheit dieses jedenfalls nicht durch Ueberschwänglichkeit der Phantasie eingegebenen Urtheils zweifeln? Leider hat die sprüchwörtliche Wortkargheit des berühmten Strategen die Charakteristik der orientalischen Schönheit mit nur so wenigen Strichen eingeengt, daß wir uns wohl unterfangen dürfen, einzelne Farbentöne hinzuzusetzen, vielleicht auch hie und da einen leichten Schatten anzubringen.

Die Stambulerin hat eine zierliche, fast niedlich

zu nennende Gestalt; selten überragt ihr Fuß das mittlere Maß. Und darin bildet sie einen auffallenden Contrast zu den meist robusten und hoch gewachsenen Erscheinungen der Männerwelt. Mächtige, imponirende Schönheiten, wie sie z. B. Rom aufzuweisen hat, trifft man fast nie. Leider verschwindet die Grazie der Bewegung, welche als natürliches Attribut dem zarten Körperbau des Stambuler Mädchen anhaftet, sehr bald in der schwammigen Ueberfülle, welche die, der Maiblüthe entwachsende Haremsgebieterin kennzeichnet. Die Schönheit kennt hier keine Zwischenstationen; der Frühling ist kurz, Sommer und Herbst müssen sich mit wenigen sonnigen, vielleicht auch gluthvollen Tagen begnügen; und dann folgt der lange Winter des reizlosen Matronenthums.

Das Gesichtchen hat eine rundliche Form und entbehrt durchaus des melancholisch-schmachtenden Charakters, der zuweilen den „gefangenen" Haremsschönen angedichtet wird; ist es doch mit dieser Gefangenschaft, wie wir gesehen haben, nicht so schlimm. Der Gesichtsausdruck ist im Gegentheil naiv, heiter und sorglos; man lacht ja so gern und weiß mit recht offenen Kinderaugen in diese böse Welt hineinzuschauen. Das mandelförmig geschnittene

Auge verleiht dem Antlitze den Hauptreiz. Es leuchtet nicht dunkel, feurig oder mit diamantartig blitzendem Feuer, wie das der Griechinnen oder Italienerinnen; es ist ein braunes Rehauge von sanftem Perlmutterglanz, groß und gleichsam das ganze Gesicht dominirend durch seine Größe. Die Augenbrauen zeigen schöngeschwungene Linien, welche oft über der feingewachsenen Nase sich verbinden; dies gilt als eine besondere Schönheit. Die Lippen, von üppig schwellender Form, rechtfertigen nicht ganz die Benennung „Rubinen“, welche ihnen von Dichtern beigelegt wird, da sie meist an etwas matter Farbe kränkeln. Der Teint ist von blendender, durchsichtiger Weiße, dazu als seltner Contrast ein dunkles, meist in natürlicher Locken fallendes Haar, welches man aber leider nicht sehen lassen darf, und das denn auch oft abgeschnitten wird. Um Eines möchte man nicht bedauern, daß die Türkin den Schleier zu tragen gezwungen ist, und das sind die „Perlenreihen“ der Zähne, die in ihrer bräunlichen Färbung kaum diese landläufige Bezeichnung ver-dienen möchten. Im Allgemeinen aber wie schade, daß all diese Reize hinter dem Gitter des Jaschmaks, wenn auch nicht verschwinden, so doch nicht in ihrem vollen Glanze zur Geltung kommen sollen! Wie

schade ferner, daß der kleine, zierliche Fuß sich eine Elephantenhülle gefallen lassen muß! — Mit den nicht minder hübschen Händchen weiß man dagegen, trotz des Verbotes, ganz trefflich zu kokettiren.

Und wenn sich nun alle diese Einzel-Schönheiten zu einem noch so entzückenden Gesammtbilde vereinigen, und es fehlt ein — Muttermal, so ist nach orientalischen, speziell persischen Begriffen die Schönheit doch nicht vollkommen. Das Muttermal (Chal) giebt der Schönheit erst die richtige Weihe; von Dichtern wird es in enthusiastischen Versen besungen, ja Hafis, der große persische Dichter, will für zwei Muttermale gern die zwei merkwürdigsten Städte Mittelasiens dahingeben! Besitzt man also keinen solchen Superlativ aller Schönheiten, so muß er künstlich präparirt werden, und zwar geschieht das dadurch, daß man mit schwarzer, ätzender Farbe einen kleinen, koketten Stern oder Halbmond auf die Wangen oder zwischen die Brauen malt. Perserinnen versehen Wangen, Hals und Brust mit einer Ueberfülle solcher Chals, die zuweilen ganze Bilder darstellen. Kindern pflegt man meist einen Chal zwischen den Brauen einzuätzen, doch ist das nur ein Schutzmittel gegen den „bösen Blick".

In einem auffallenden Widerspruch mit all'

den natürlichen Reizen der Orientalen steht der massenhafte Aufwand von allerhand Schönheits-mitteln, worin speciell die Armenierinnen und Per-serinnen Unglaubliches leisten. Der, wie gesagt, blendende Teint des Gesichtes scheint nur halb ge-würdigt zu werden, wenn ihm nicht durch die Kunst nachgeholfen wird; man legt Weiß auf und schminkt darüber mit zartem Roth; Letzteres geschieht durch eigens dazu präparirte, in Zinnober-Auflösung ge-tauchte Baumwollenzeuge, welche auf die gefeuchtete Wange gelegt werden und dort einen feinen Schim-mer hinterlassen. Die so üppig gewachsenen Augen-brauen werden am meisten mißhandelt. Mittelst Rasirmesser und Farbe wölbt man dieselben zu breiten, tadellosen Bogen, welche meist über der Nase miteinander verbunden werden. Die Frauen der niederen Klassen rupfen sich sogar die Brauen gänzlich aus, und zwar auf eine sehr schmerzhafte Weise, durch Auflegen eines kräftigen Heftpflasters, welches beim Abnehmen die Haare mitnimmt. Dar-nach werden dicke Augenbrauen gemalt. Zum Färben der natürlichen und zum Präpariren künstlicher Brauen bedient man sich des Antimons, welches in Weingeist aufgelöst, mit pulverisirten Galläpfeln, Gummi und Wachs gemischt und mit Moschus und

Rosenöl gewürzt wird. Dasselbe dient auch zum Färben der Wimpern und der Kopfhaare, und zwar verwendet man bei ersterem gefärbte Zwirnsfaden, welche zwischen den Wimpern durchgezogen werden.

Das Hauptfärbemittel ist Henna (Lausonia inermis), welches in allen Nüancen, vom blassesten Ziegelroth bis zum dunkelsten Braun gemacht wird, in neueren Zeiten allerdings in der Türkei nur von den mittleren und unteren Klassen, in Persien jedoch von allen Ständen im ausgiebigsten Maße. Mit diesem scharfriechenden Safte werden die Nägel, die inneren Handflächen sowie die Fußsohlen gefärbt, und das schon bei Säuglingen. Kindern streicht man die Haare roth an. Würdige Perser begeben sich der prächtigen schwarzen Farbe ihres Bartes und verwandeln dieselbe in schmutziges Roth; ja sogar Pferde werden gemalt, Schimmel zu Goldfüchsen gemacht, und die rothgefärbten Schweife bezeichnen den Militärdienst.

Dem Haar wird eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Nachdem es sorgfältig ausgekämmt und mit Rosenwasser gewaschen ist, durchfeuchtet man es mit starkduftenden Pomaden und Salben aus reinem Oel oder Wachs mit einem Zusatze von wohlriechendem Pflanzen-Extract. Die Parfüms

im Orient sind nicht nur zahllos, sondern von einer Stärke, welche westliche Nerven überwältigen würden; buchstäblich wird nicht nur jede Blume, sondern auch jede Frucht zum Dienste des Parfümeurs gepreßt. Neben dem überreichlichen Gebrauch, der von den Wohlgerüchen für die Toilette gemacht wird, parfümirt man auch Pfeifen, Kaffeeschalen, Teppiche, Matratzen, Wohngemächer; ja das Parfüm gehört in vornehmen Kreisen zur Etikette. Machen Personen von Rang z. B. Besuche, so wird zuerst die Pfeife mit glimmendem Tabak, auf dem ein Stückchen Kurß oder Aloeholz liegt, dargeboten; demnächst kommt Kaffee, die Schale mit Ambra oder Aloeholz-Oel bestrichen. Eingemachtes von Rosen, Kirschen und Erdbeeren und ein Glas Wasser mit ein paar Tropfen Rosenwasser, das man wohl auch dem Kaffee beifügt, machen den Schluß. Bevor der Gast sich zum Weggehen erhebt, tritt ein Diener mit einem messingenen Pastillen-Verbrenner ein, auf welchem über einer glühenden Kohle ein kleines Stückchen Aloeholz liegt, von allen natürlichen Substanzen dieser Gattung die kostspieligste und geschätzteste, da die Unze gegen anderthalb Thaler kostet. Man läßt dann den Duft aus dieser Pfanne in lieblichen Wölkchen vor des Gastes erlauchter Nase aufwirbeln.

Diese Sitte, gewissermaßen Weihrauch darzubringen, gilt als ein Beweis besonderer Achtung Niederer gegen Höhere; sie hat in der Hauptstadt schon sehr abgenommen und beschränkt sich fast nur noch auf die Person des Sultans und der höchsten Würdenträger.

Als die beliebtesten Parfüms und Extracte sind zu nennen die von Sandel- und Aloeholz, Jasmin, Veilchen, Bergamott, Moschus, Hyacinthen, Nelken und Levkoien. Das berühmte Rosenöl steht in der fashionablen Welt nicht mehr in großem Ansehen, sondern gilt für zu schwer und zu stark. Die kleinen Fläschchen, welche der Fremde bei den „Miskschi“ (Parfümeuren) kauft, und die nicht mehr als ein drittel Drachme enthalten, werden von den Türken verschmäht; die Fläschchen selbst kommen aus Böhmen und sind für den europäischen Handel bestimmt. Die Türken lieben leichtere und flüssigere Substanzen. Rosenöl (Gül jaghi) kommt aus Damaskus, Aleppo und Tunis; das berühmteste wird in der Nachbarschaft Adrianopels fabricirt. Die dazu gewöhnlich verwandte Gattung heißt „Oka gül“, schwere Rose, der europäischen Monatsrose ähnlich*).

---

*) Recepte zu Rosenöl. 1) Die Blumen werden eingesammelt, bevor sie ihre volle Reife erhalten, und wäh-

Mekka ist wegen seiner wohlriechenden Oele berühmt. Zu diesen gehört das Kaiserparfüm (Attr Schah), das Product mehrerer Blumen, welches weniger stark als das Rosenöl ist und wohl zum Theil deshalb in so hohem Ansehen steht, weil es aus der heiligen Stadt herrührt.

Weitere Parfümerie-Artikel, speciell auch bei den Franken sehr beliebt, sind „Tannsu“ und „Kurß“.

---

rend noch der Nachtthau auf ihnen liegt. Die Blumenblätter werden dann sorgfältig abgepflückt und in ein Kupfergefäß geworfen, wo man sie leicht zerknickt. Dies Gefäß wird sodann mit reinem Regenwasser gefüllt und über ein schwaches Feuer gestellt, auf dem das Wasser jedoch nicht zum eigentlichen Kochen kommen darf. Die öligen Theile schwitzen dadurch aus, sammeln sich auf der Oberfläche, werden mit Löffeln aus Knochen abgeschöpft und in Glasgefäße gethan, die man mittelst Baumwolle und einer Blase verschließt.

2) Man wirft die Blätter in flache, thönerne Schalen, die mit filtrirtem Regenwasser gefüllt sind, und stellt sie in die Sonne, wodurch das Oel herausgezogen wird. Dies Verfahren ist zwar einfacher, als das erstere, giebt aber eine reinere Essenz. — Reines Rosenöl findet man nicht oft. Détailhändler fälschen es mit Oliven- oder Mandelöl zum Versandt nach Europa, wo es nochmals gemischt wird. Das echte muß schwer fließen und stark klebrig sein. — Was in beiden, eben beschriebenen Herstellungsarten nach dem Abschöpfen des Oeles übrig bleibt, kennen wir als Rosenwasser (Gülab).

Erstere sind kleine, schwarze Pastillen, in der Form von Sternchen, Halbmonden und Blumen, bestehend aus einem Gemisch von Aloe- und Sandelholz-Pulver, angefeuchtet und mit Ambra und Rosenöl zu einem Teig geknetet; die großen werden einzeln getragen und bilden vermöge ihrer aufgedrückten heiligen Devisen eine Art Talisman; es giebt auch vollständige Hals- und Armbänder, sowie Rosenkränze von Tannsu. Kurß sind die berühmten Serai-Pastillen, die ihren Namen davon erhielten, daß sie ursprünglich von des Sultans Parfümeur fabricirt und für den Gebrauch des Harems, sowie zu Geschenken an hohe Personen bestimmt waren. Man bekommt sie jetzt in allen Magazinen. Die Ingredienzien sind dieselben wie bei Tannsu, nur ist die Mischung eine andere. Außerdem werden stark gesucht: Patschuli (Tusarik), Moschus-Rattenschwänze, Bezoarsteine, Rosenkränze von wohlriechendem Holz oder Thon. Mastix von Chios zu kauen ist unter den Frauen aller Klassen und jeden Glaubens gemein; dieses Gummi soll das Zahnfleisch erfrischen und von den hier häufigen scorbutischen Leiden bewahren; man trägt die Pastillen in kleinen Elfenbein- oder Filigran-Kästchen. Von den wohlriechenden Seifen werden die in Jerusalem fabri-

cirten am meisten gesucht. Während der Gebrauch der Seife in der Türkei fast allgemeiner geworden ist, wird er in Persien und Ostasien nur den Reicheren und Vornehmern reservirt. Die niederen Volksklassen bedienen sich zur Reinigung einer Art Lehmpasta, welche parfümirt oder auch mit ihrem natürlichen, widerwärtigen Dufte zur Verwendung kommt. Auch das Haar wird damit — gesalbt, um die Sache bei ihrem wohlklingendsten Namen zu nennen; dann erhält die Pasta jedoch einen klebrigen Zusatz, wodurch das öftere Kämmen und Haarglätten vermieden wird.

Es sei hier noch bemerkt, daß Toilettentische und Spiegel, wie sie in europäischen Boudoirs im Gebrauch sind, erst neuerdings in Mode kommen. Man bedient sich runder Spiegel in feingeschnitzten Rahmen von Perlmutter und Schildkröte, welche von einer Sclavin der toilettemachenden Gebieterin vorgehalten werden. Auch zu Spaziergängen werden ähnliche Spiegel, deren es einfache und doppelte giebt, zum Neuordnen der Schleier u. s. w., nachdem man an irgend einer schönen Stelle Platz genommen, mitgeführt; diese Spiegel werden dazu in silberne und sammtne, oft mit Perlen und Gold besetzte Futterale gesteckt. Auf kostbare Kämme,

Haarnadeln und ähnliche Toilette-Erfordernisse wird ein großer Werth gelegt. Zahnbürsten kennt man nicht; der Gebrauch derselben würde, da dieselben aus Thierhaaren fabricirt, als Verunreinigung gelten; die Zahnbürsten werden durch Stäbchen ersetzt, welche an einem Ende ausgefasert sind. —

„Bist Du unrein, so reinige Dich!“ — Kein Gebot des Korans hat eine so weitgehende Auslegung erlangt, wie dieses. Mag nun unter dem „Tetahheru!“ (Reinige Dich!) die geistige Reinigung von Sünden und sündigen Gedanken verstanden werden, mag sich das Wort nur auf körperliche Reinigung beziehen, worüber sich die Koran-Gelehrten Jahrhunderte lang gestritten haben, — genug, das Resultat ist, daß der zur Reinlichkeit nicht besonders angelegte, der Bequemlichkeit sehr zuneigende Muselmann gezwungen ist, so und so oft am Tage gewisse Waschungen vorzunehmen und mindestens einmal in der Woche seinem Körper ein Bad angedeihen zu lassen. Nach dem Vorgange der mosaischen Gesetzgebung mag der Prophet ganz richtig erkannt haben, daß mit dieser erzwungenen Reinlichkeit den Gläubigen ein Schutzmittel gegen die schädlichen Einflüsse des heißen Klimas gegeben werden müsse, das ihn vor Krankheit und Ansteckung

bewahre. Mag er mit dem „Tetahheru!“ auch wirklich nur die geistige Reinigung gemeint haben, so mußte dieselbe doch durch ein äußeres Zeichen ihren Ausdruck finden, und da war Nichts geeigneter, als den gesundheitlich gebotenen, gesetzgeberischen Act mit der moralischen Reinigungs-Procedur in Eins zu verschmelzen. So sind für den Mûselmann die Waschungen und Bäder zu religiösen Pflichten geworden; und mag die emanzipirteste Reformtürkin ihre Rosenfingerspitzen nach dem Einnehmen des Kaffees noch so flüchtig und zierlich mit dem gestickten Handtuche in Berührung bringen, es bleibt eine religiöse Pflicht, die unter keinen Umständen außer Acht gelassen werden darf.

Es giebt drei Arten oder Grade persönlicher Unreinheit (Nedgiß), welche dementsprechende Grade der Reinigung erforderlich machen. Der erste und einfachste Grad „Mutanedschiß“ genannt, erfordert „Ghasl“, bloßes Abwaschen der Hände, der Lippen und des Bartes nach dem Genusse von Speisen und Getränken. Der zweite Grad heißt „Mukhdiß“ und verlangt „Abdest“, eine Abwaschung, die jedem Gebete voranzugehen hat. Man wäscht die Arme von oberhalb der Ellenbogen bis zu den Fingerspitzen, die Füße von den Knöcheln an, Stirn, Wangen,

Nacken, Bart und Mund, Alles dreimal hintereinander und in einer genau vorgeschriebenen Reihenfolge; es giebt darüber die genauesten Vorschriften, ja dickleibige Bücher und Commentare. Jeder Waschung soll der Spruch vorhergehen: „Im Namen Gottes, des barmherzigen und milden! Ehre sei Gott, der uns den Moslemglauben geschenkt hat.“ Außerdem werden bei jedem Theile des Körpers besondere Gebete gesprochen; so heißt es beim Waschen des Gesichts: „O Gott, mache mein Gesicht mit Deinem Glanze weiß, am Tage, da die Gesichter glänzen werden, und mache es nicht schwarz, am Tage, da die Gesichter schwarz sein werden.“ Oder wenn man den rechten Arm wäscht: „O Gott, gieb mir ein Buch in meine rechte Hand,“ — der Gute erhält am jüngsten Tage ein Buch, in welchem seine Handlungen aufgezeichnet sind, in die rechte Hand, — „und rechne mit mir nach Deiner Güte und Nachsicht.“ Wenn man den Kopf wäscht: „O Gott, bedecke mich mit Deiner Barmherzigkeit!“ Beim Waschen der Füße: „Gott stärke meinen Fuß, wenn er über die Brücke Sirath geht, am Tage, da die Füße bei diesem fürchterlichen Uebergange zittern werden!“ Diese Brücke Sirath, die im vierzehnten Artikel des muselmännischen Glaubensbekenntnisses genannt ist,

geht vom Berge Moria über das Thal des Kidron nach dem Oelberg Jerusalems; sie ist schmäler, denn ein Haar, schärfer, denn ein Schwert; die Seligen werden über sie hingleiten auf Windesflügeln, die Verdammten werden das Gleichgewicht verlieren und in den glühenden Abgrund stürzen.

Bedenkt man nun, daß der Koran von den Gläubigen täglich eine fünfmalige Gebetsübung fordert, deren jede von einem solchen, mit Sprüchen durchspickten Abdest eingeleitet wird, so kann man sich einen Begriff machen, welchen Aufwand von Zeit und Ceremonie die mohamedanische Religion von ihren Bekennern in Anspruch nimmt.

Die dritte Art der Reinigung „Dschunus“ genannt, ist ein vollständiges Bad (Ghusl), welches nach dem strengen Buchstaben jeden Tag genommen werden müßte, aber einmal in der Woche unerläßlich ist, und zwar am Freitag, dem mohamedanischen Wochenfeiertag, vor dem Mittagsgebet, wenn auch die betreffende Person sich in einem Zustande verhältnißmäßiger Reinheit befindet. Ganz wegfallen darf dieses Ghusl niemals; in gewissen Fällen würde seine Unterlassung dem Abfall vom Glauben gleichkommen. So ist für die Nomadenstämme und die Bewohner der Wüste, bei Antreffen

von Wasser, mindestens ein Uebergießen des ganzen Körpers als Ersatz für die nicht vollständig durchzuführende Bade-Procedur geboten; findet sich kein Wasser oder nur das Nothwendigste zum Trinken für Mensch und Kameel, so genügt eine symbolische Waschung mit Sand oder Staub, „Tajammum", die auch den Bewohnern belagerter Städte erlaubt ist, nach dem göttlichen Worte, das Gabriel zu Mohamed sprach: „Findest Du kein Wasser, so reinige Dich mit solchen Dingen, die rein und unbefleckt sind!"

Ob nun jeder Mohamedaner und jede Mohamedanerin, wenn sie sich zum Bade rüsten, an die Erfüllung einer religiösen Pflicht denken, möchte wohl bezweifelt werden. Da das Bad doch einmal geboten war, so wurde der Gebrauch desselben im Laufe der Zeiten zu einer Wohlthat, einer Erholung, einem Vergnügen, ja zu einem raffinirten Vergnügen ausgebildet. So weit der Halbmond des Islam glänzt, findet man in jedem größeren Dorfe ein „Hamam" (Badeanstalt) mit mehr oder weniger comfortabler Einrichtung. Größere Städte haben ihre Hamam's mit dem entsprechenden Luxus ausgestattet. Die prächtigsten Bäder befinden sich in Konstantinopel, in dessen Nähe ja der Marmor zur Ausschmückung der Räumlichkeiten so reichlich vor-

handen ist. Es badet Alt und Jung bis zum Säugling herab, Reich und Arm; die Reichen meist in den Bädern ihrer Serai's, die Mittelklassen und Armen in den öffentlichen Hamam's, deren Eintrittspreis natürlich nach der Ausstattung variirt. Ueberall ist jedoch die Procedur des Badens dieselbe, und man giebt sich dieser umständlichen Procedur mit einem Eifer hin, der nicht recht im Verhältniß zu der wohlthuenden Wirkung solcher Art des Badens steht. Was endlich im Westen Trinkgeld, Branntweingeld heißt, wird hier als Badegeld gespendet.

Doch treten wir selbst in eines der vierhundert Hamam's von Konstantinopel ein. Die Außenseite ist sehr einfach und weniger einladend, mit hölzernem, gelb und roth bemaltem Porticus versehen. Ein Schild belehrt uns, daß das Bad von der Mutter Murad's III. gegründet ist. Will ein Herrscher oder ein Großer sich durch irgend eine Schenkung beliebt machen oder verewigen, so wird ihm nichts höher angerechnet, als die Gründung eines Hamam's. Fromme Sprüche dürfen nicht fehlen; wir bemerken unter anderen auch das Monogramm Gottes, zwei arabische Q, wovon das zweite umgedreht ist.

Nachdem wir den Eingangsflur durchschritten und den schweren Vorhang hinter uns haben fallen

lassen, werden wir von dem obersten Aufseher des Bades, dem „Hamamdschi", empfangen, welcher Uhren, Pretiosen u. s. w. zur Aufbewahrung übernimmt und nach unseren Wünschen fragt. In jedem Hamam befinden sich nämlich gegen höheren Preis abgesonderte Badegemächer; — wir begnügen uns mit dem gemeinsamen Bade. Es ist ein länglicher Saal, in dem wir uns befinden, „Dschamakiān" genannt, oben mit einer Kuppel versehen und, wie alle Räume, mit Marmorfliesen belegt. Eine hübsch verzierte Fontaine sprudelt in der Mitte; erhöhte Tribünen an beiden Seiten (Settler) dienen zum Aus- und Ankleiden. Es stehen hier divanartige Feldbetten, für jeden Besuchenden frisch überzogen, auf denen man seine Kleider läßt, auf denen man später ausruhen, rauchen, sich erfrischen mag, denn in demselben Raume hält eine Art Restaurateur Kaffee, Pfeifen, Limonade, Obst, Eingemachtes und Compots zur Erfrischung bereit.

Wir haben unser eigenes Badezeug mitgebracht und verzichten auf den Gebrauch der uns dargereichten, um Kopf und Lenden zu schlagenden Baumwollentücher. Die Holzpantoffeln an den Füßen, — denn ohne diese wäre ein Gehen auf dem erhitzten Fußboden der heißeren Abtheilungen unmöglich, —

werden wir von einem „Telak“ (Badediener), welcher selbst ähnlich wie wir gekleidet ist, in das erste Dampfzimmer geleitet. „Saukluk“, der kühle Ort, heißt dieser Raum, dessen Temperatur von 35 Grad Réaumur sofort die perlenden Tropfen an unserem Körper herabrieseln läßt. Nach einigen Minuten geduldigen Ausharrens gehen wir zu dem warmen Orte, dem „Sidjaklik“, über, wo uns eine dampfende, fast den Athem beklemmende Brühhitze von 43 Grad Réaumur empfängt. Es ist das eigentliche Sanctuarium des türkischen Bades, das mit besonderer Sorgfalt ausgestattet erscheint. Droben die aus grünen, convexen Gläsern zusammengesetzte Glaskuppel, der Boden aus kostbarem Marmormosaik, die Wände mit Marmor belegt und an diesen Wänden die mit Sculpturen geschmückten Fontainen, welche nach Belieben aus messingenen, phantastisch geformten Hähnen kaltes und heißes und lauwarmes Wasser über die in magischem grünen Scheine seltsam erglänzenden und unter dem Wasserschwall sich weidenden Körper der Badenden sprudeln lassen. Und dann der weite, mächtig widerhallende Raum, erfüllt von dem Rauschen und Murmeln des Wassers, dem Brausen des Seifenschaumes, dem Aechzen und Kreischen, oft auch dem Gesange der Gäste.

Die Mitte der Halle wird von einer zwei Fuß über dem Boden erhabenen Marmorbank, „Göbek-Taschi“, eingenommen, die zum Kneten der Körper bestimmt ist — ich hätte fast gesagt Marterbank. Für den Neuling mag in der That der hier zu vollführende Proceß des Knetens, Auf- und Abrollens, Gelenkknickens, Gliederverrenkens, das die Telaks mit ihrem Opfer vornehmen, nicht gerade sehr angenehm sein. Man tröstet sich vielleicht damit, daß es gesund ist, und daß es, nach den entzückten Gesichtern der Habitué's zu urtheilen, im Laufe der Zeit und nach öfterer Wiederholung zu einer entschiedenen Annehmlichkeit werden muß.

Nach diesem Proceß, der „Ukmak“ genannt wird, nehmen wir von einem ganz niederen Holzschemel Besitz, der bei einer der Fontainen steht, und dann mögen wir uns nach Belieben aus einer dargereichten muschelförmigen Schale mit heißem oder kaltem Wasser begießen, — der Strenggläubige folgt ganz genau den Vorschriften, wonach festgesetzt ist, mit wieviel Schalen dieser oder jener Körpertheil, und in welcher Reihenfolge begossen werden muß, bis wir auch dessen genug haben, oder bis uns der Telak plötzlich mit ein paar rauhen Badehandschuhen überfällt, womit er unsere geplagte Haut bis zum

Abschälen der oberen Epidermis tractirt. Damit ist es noch nicht genug; der unbarmherzige Telak bringt endlich noch eine Schüssel voll wohlriechenden Seifenschaums, mit dem er uns vom Kopf bis zu den Füßen einhüllt; demnächst folgen neue Abwaschungen, und ist das Alles überstanden, nun, dann mag man mit dem großen Giaur Moltke bei ähnlicher Gelegenheit ausrufen, daß man sich noch nie so rein gewaschen gefühlt habe, wie nach solch' einem Bade.

Darauf Bedecken mit leinenen Ueberwürfen, Alles nach ceremonieller Vorschrift, — und obligates „votre serviteur!“ des Dieners, das niemals, selbst in Nichterwartung eines „Backschisch“ verabsäumt wird. Wir begeben uns in das „Saukluk“, kühlen uns hier etwas ab, empfangen neue Binden und Leinenumhüllungen, — nochmaliges „votre serviteur!“ — und retten uns dann in das Ankleidezimmer, wo wir von unseren Lagern Besitz ergreifen, ermattet anfangs und mit einem unbehaglichen Gefühle von Kälte behaftet, das aber in nochmalige Perspiration übergeht. Endlich hört auch diese letzte Erinnerung an das Erduldete auf, und der Körper ruht wohlig hingegossen auf dem bequemen Divan, Scherbet oder Kaffee schlürfend und den Rauch seines Nargileh schluckend, jeder irdischen Sorge ent-

hoben, von den Phantasiewölkchen des Kiëf lieblich umgaukelt. Andere spielen Schach und Tavla, wiegen mit gedämpfter Stimme das Wohl und Wehe der Welt ab oder bringen dies und jenes Privatgeschäft in Ordnung. Nach einer Stunde der vollkommenen und wohlthuenden Ruhe entfernt man sich, wobei man auch ohne Mitnahme wärmerer Kleidungsstücke und selbst bei rauher Witterung, keine Erkältung zu befürchten hat. Die ganze Procedur währt gegen zwei Stunden, wofür durchschnittlich acht Piaster (anderthalb Reichsmark) mit Einschluß des Backschisch bezahlt wird. Bei wohlhabenderen Eingebornen verdoppelt gewöhnlich der Backschisch die Kosten des Bades.

Während in dem Männerbade, — jedes größere Bad hat zwei gesonderte Abtheilungen, eine für Frauen, und eine für Männer, — ein absichtliches Geräusch während des Badens vermieden wird und ein Jeder unbeachtet vom Andern seinen Badepflichten obliegt, hallt die Frauen-Abtheilung wider vom fröhlichen Lachen, Kreischen, Singen und Jauchzen der badenden Schönen, welche hier ungestört, der strengen Fesseln der Harems-Clausur enthoben, ihre angeborene Singvogellustigkeit schalten lassen können. Die Einrichtung der Räumlichkeiten

ist im Princip dieselbe, wie bei der Männerabtheilung; nur mag im Allgemeinen mehr Luxus in der Verzierung und Ausstattung der Wände, Divans und Gefäße entfaltet werden. Die Aufseherin, die obere Wärterin, die Badeweiber sind meist freie Frauen, während zum Ausfegen gewöhnlich Sclavinnen gebraucht werden. Mit golddurchwirkten Badegewändern, reichgestickten Handtüchern und elfenbeineingelegten Pantoffeln aus feinem Holze wird großer Luxus getrieben, ebenso mit den sonstigen Toilette-Utensilien, da man hier ja vor Anderen Toilette macht, mithin seinen Reichthum und seine Pracht zu zeigen Gelegenheit hat. Uebrigens bildet auch bei Besuchen im Hause das Vorzeigen der Bijouterien und kostbaren Kleider selbst gegenüber solchen Damen, die man gar nicht näher kennt, einen beliebten Unterhaltungsstoff.

Wohlhabendere bringen stets ihr Badezeug mit und mit diesem Badezeug einen für längere Reisen genügenden Gepäckaufwand von allerlei Nützlichem und Ueberflüssigem; eine reiche Auswahl von Leinen jeder Größe, wollene Decken, Kissen und kleine Matratzen, Gefäße zum Begießen, Spiegel, Platten, Tassen und Teller, ganze Flaschen und Büchsen voll Parfüms, vollständige Kaffeemaschinen, Körbe mit Früch-

ten, Schachteln mit Confect und — nicht zu vergessen — die unerläßlichen Tschibuks und Cigarretten. Denn man muß bedenken, daß eine echte Türkin das Hamam nicht unter fünf bis sechs Stunden zu verlassen pflegt. Da findet man seine Verwandtschaft und Bekanntschaft; da giebt es zu beobachten, zu kritisiren, zu klatschen, den schönsten Zeitvertreib, welcher Oper, Concert, Ball, Soirée, kurz Alles ersetzt. Zudem erfordert die Toilette doch auch ihre drei bis vier Stunden; zumal die Haartoilette will mit der äußersten Sorgfalt ausgeführt sein, denn darin gerade sind die Dienerinnen des Bades so geschickt, geschickter wie jede Sclavin, die man sich für schweres Geld zum Privatgebrauch erworben.

Und ein solches Bad wird von Liebhaberinnen nicht Einmal, sondern wohl drei- bis viermal in der Woche cultivirt, — ein Vergnügen, das freilich die hübschen Züge gar bald erschlafft, den Körper aufdunstet und den Geist einschläfert.

Fünftes Kapitel.

Liebe, Verlobung, Heirath.

Liebe! — Ein leerer Klang im Orient! Und mag er noch so melodisch, so reichlich und überschwänglich dem Dichtermunde des östlichen Divans entquellen, mögen alle Rosenhaine Persiens und alle Laubengärten am Bosporus das alte, ewig neue Thema in allen Tonarten variiren, — es bleibt ein leerer Klang, der keinen Widerhall findet im praktischen Leben. Da ist kein mysteriöses „Erwachen ungekannter Gefühle", keine dämmernde Ahnung zukünftiger Seligkeiten, auch keine Spielerei mit flitternden und flatternden Liebesgedanken, wie solches in halbwüchsigen Herzen westlicher Jungfrauen und Jünglinge vorzukommen pflegt. Da taucht man nicht Aug' in Auge, „voll Sehnsucht und voll Wonne", da durchblitzt es nicht die für einander bestimmten Seelen

mit plötzlicher Gewißheit: „Diese oder Keine!“ Es giebt weder eine unbewußte Liebeswahl nach Eduard von Hartmann, noch eine eingebildete freiwillige Liebeswahl gegen alle Einsprachen des Verstandes; man schwört nicht Liebe, weder in Blicken, noch in Seufzern, noch in Worten, noch in Versen. Man liebt nicht nach Roman=, Novellen= und Theater=vorbildern, man liebt nicht aus eigenem unbezähm=barem Herzensdrang. Man liebt weder à la Geibel mit Blüthenduft und Nachtigallengesang, noch à la Heine mit vergifteten Thränen, noch à la Eichen=dorff mit Waldesrauschen und Mondscheinflimmern, noch à la Redwitz mit Glockenklang, noch à la Byron mit klaffender Herzenswunde, — man trauert nicht, man schmachtet und seufzt nicht, man ver=zweifelt nicht, man läuft nicht fort aus Liebe, man springt nicht in's Wasser, man vergiftet nicht sich und Andere aus Liebe. — Was macht man denn? — Man heirathet einfach, ohne daß man sich durch das Dornengestrüpp der abendländischen Lie=bes=Präliminarien durchzuhauen hat. Man heirathet und findet nachdem seinen modus vivendi wie über=all; man ist glücklich oder unglücklich im gegensei=tigen Besitze; man haftet aneinander aus Liebe, aus Freundschaft, aus Gewohnheit, je nachdem: — ja

man hat den Vortheil, daß man nicht enttäuscht werden kann: haben sich Braut und Bräutigam doch nie oder nur ganz flüchtig gesehen vor der Hochzeit.

Und mit welch' geringen Umständen gelangt man zu diesem practischen Resultat! So ganz das Gegentheil von allem europäischen Liebeswerben. Keine Fenster-Promenaden, keine unverabredeten Stelldicheins in Concerten und — Kirchen, und keine verabredeten ersten Walzer. Keine Schlittenpartieen mit Schlittenrecht, keine Landpartieen mit Bäumchenwechseln, keine bedeutungsvollen Cotillontouren, keine beredten Bouquets, keine doppelten Knackmandeln, die schließlich über das Schicksal zweier Liebenden entscheiden! Es giebt keine klatschbasige Eifersucht, welche das aufkeimende Glück eines jungen Paares zu ersticken sucht; es giebt keine Eifersucht, die im Duell nach dem heißen Blute des Mitbewerbers trachtet. Billets doux und poste-restante-Briefe auf Rosapapier, Seufzer-Ecken und approbirte Ehevermittlungs-Institute, das Alles ist unbekannt; — ja, wir haben keine Mütter, die vor Angst vergehen, daß ihre Küchlein sitzen bleiben im Ballsaale und im Leben, denn es giebt weder alte Jungfern, noch alte Junggesellen.

„Nicht möglich!“ ruft da ein ganzer Chorus von Müttern.

Ja gewiß, meine Damen, bei uns heirathet Alles und zwar heirathen unsere jungen Herren weniger das Geld, als die Frau selbst; — ein glückliches Land, nicht wahr? — Und doch, ich weiß es, meine Damen, Sie würden keine Ihrer restirenden Töchter einem türkischen Harem einzuverleiben wagen, selbst wenn dieselbe dort niemals die Rivalität einer zweiten oder dritten Frau zu befürchten hätte. In Manchem mag Ihre Abneigung begründet sein, in Vielem stützt sich Ihr Vorurtheil auf den traditionellen, von befugten und unbefugten Türkenhassern aufrecht erhaltenen Satz: daß das Weib des Türken dessen willenlose Sclavin sei, daß die Türkin keine Rechte habe dem Manne gegenüber, daß der Harem eine Stätte zügellosen Lasters!

Dieses ist nicht der Fall, wie Sie sehen werden. —

Fangen wir mit dem Alpha an. Da ist Nadajé, die älteste Tochter des Moharem Bey. Sie zählt über dreizehn Jahre, ist also heirathsfähig nach dem Gesetz. Sie soll kein Ausbund von Schönheit sein, sagt man; eine hübsche Figur, ein liebliches Gesicht, ein ansprechendes Wesen, — diese Tugenden hat sie

mit vielen ihrer Freundinnen gemein. Aber mehr braucht es ja auch nicht. Geld ist nicht vonnöthen, um die Bewerber anzulocken, denn die Frau bringt nie Vermögen mit in die Ehe, sie müßte denn eine Waise sein, die ihre Eltern beerbt hätte. Nadejé wird eine ganz hübsche Aussteuer erhalten, doch das ist ja unwichtig; was allein sie vor vielen Andern begehrenswerther erscheinen ließe, wäre der Umstand, daß ihr Vater, der Moharem Bey, demnächst zu einer Hauptsäule der hohen Pforte heranwachsen wird, wenn die Laune der „Macher" im großherrlichen Serai nicht plötzlich seinen Fall decretirt. Diese Zukunft des Schwiegervaters in spe könnte wohl den oder jenen strebenden Pforten-Efendi zu einer Werbung veranlassen, kommt es doch in dem Getriebe der ottomanischen Beamten-Hierarchie sehr auf Connexionen und Verbindungen an, um vorwärts zu kommen.

Da ist nun ein solcher Streber, Hadji Efendi, ein schöngewachsener Mann von feinen Manieren und jungtürkischer Bildung, der es trotz seiner neunzehn Jahre doch schon zu einer ganz ansehnlichen Stellung gebracht. Er selbst mag gar nicht einmal die Absicht haben, sein Avancement durch eine günstige Heirath zu beschleunigen; ja er denkt durch-

aus nicht an's Heirathen, aber seine Mutter, die Merimeh Hanum und seine Tante, die Selima Hanum, fahnden längst nach einem niedlichen Pantöffelchen, daß sie ob dem hoffnungsvollen Dasein ihres Lieblings aufhängen möchten. Sie haben sich schon längst darnach umgesehen, und giebt es da eine günstigere Gelegenheit, als das öffentliche Damenbad, wo die schleierlose Schönheit sich mit Wohlgefallen den forschenden Blicken preisgiebt, — ein ansprechendes Aeußere ist die Grundbedingung, die ein Heiraths-Candidat an seine Zukünftige stellt, — wo sich das Wesen, die Psyche der zu Wählenden mit naiver Ungebundenheit in Spiel und Scherz und Gespräch ergeht. Und man sammelt sich aus gelegentlichen Bemerkungen von Freundinnen ein Urtheil über Diese oder Jene. Wird doch auf die Kritik seiner Nebenmenschen Unglaubliches gegeben. Das „Aib!“ (shocking), welches die Nachbarschaft über mein Thun und Treiben in meinem Hause aussprechen könnte, habe ich fast ebenso zu fürchten, wie eine Ahndung des Gesetzes. Was nicht durch den Koran verpönt ist, das wird jedenfalls durch Altherkommen, durch das Urtheil des betreffenden Viertels, in dem man wohnt, in die Acht gethan.

Merimeh und Selima scheinen endlich über die

Wahl eines Bräutchens einig geworden zu sein. Sie theilen ihren Entschluß dem Hadji Efendi mit. Dieser ist nicht allzu überrascht ob der Nachricht. Obgleich er sich selbst bis jetzt noch nicht mit Heirathsgedanken belastet, so findet er es doch ganz natürlich, daß Mutter und Tante sich der Sache insgeheim angenommen haben. Im Gegensatze zum Abendlande sind es hier nicht die Mütter von Töchtern, welche nach Schwiegersöhnen angeln, sondern vielmehr die Mütter der Söhne, welche sich um die Braut bemühen. Der Sohn selbst pflegt sich jeden Schrittes in dieser Richtung zu enthalten; es wird ihm die Braut auf einfach bequeme Weise zugeführt und er greift zu. — „Inschallah!“ (So Gott will!) gefällt sie ihm! In hochgestellten und einflußreichen Familien kommt es ausnahmsweise vor, daß man nach einem Schwiegersohne ausschaut, der dann auch in das Haus aufgenommen wird, um als Planet in nächster Nähe des schwiegerväterlichen Gestirnes zu kreisen.

Daß Merimeh und Selima keine häßliche Frau für ihn ausgewählt haben, davon ist Hadji Efendi vollkommen überzeugt. Er gestattet sich jedoch eine flüchtig hingeworfene Frage: welche Haarfarbe die Betreffende habe?

„Nun, nicht sehr dunkel . . .“ meint Merimeh.

„ . . . . wundervolle Goldfarbe,“ sagt Selima Hanum in einiger Verlegenheit.

„ . . . . aber prächtigen Teint!“ fügt erstere hinzu.

„Doch nicht etwa roth?!“ platzt Hadji Efendi dazwischen.

Die plötzlich aufflammende Röthe der beiden Damen bestätigt den schrecklichen Verdacht. Nun war Alles umsonst! denken sie. Denn Hadji scheint eine ganz unüberwindliche Abneigung gegen besagte „wundervolle Goldfarbe“ zu haben. Da ist nichts zu machen! Die Brautschau muß von Neuem begonnen werden, und nur die schwärzeste Ebenholzfarbe tritt in Concurrenz!

Es ist nicht anzunehmen, daß Merimeh und Selima ihren Liebling mit der „wundervollen Goldfarbe“ täuschen wollten, obwohl Derartiges vorzukommen pflegt. Sind die Verhältnisse und persönlichen Eigenschaften der Auserwählten besonders verlockend, so muß ein Färbemittel über das natürliche Vorurtheil gegen etwaige hellere Farben-Nüancen hinweghelfen. Die Prinzessin Belgiojoso, als ‚Melek Hanum‘ die Verfasserin des Buches: „Dreißig Jahre im Harem“, gesteht ein, daß sie selbst einmal

ein solche Täuschung ausgeführt. Sie war von Reschid Pascha, einem Freunde ihres Mannes, des Kibrizli Pascha, gebeten worden, eine Frau für ihn auszusuchen. Als Bedingung hatte der Heirathslustige aufgestellt, die Braut solle groß und schlank sein, wie die Europäerinnen, und ihre Züge müßten einen angenehmen Ausdruck haben. Melek Hanum macht sich also auf die Suche. Sie findet Damen genug, die einem Pascha-Serai nur zur Zierde gereicht hätten, sie stattet Bericht ab über Diese und Jene, die sie in's Auge gefaßt. Aber Reschid Pascha ist wählerisch, auf seine erste Bedingung häuft er immer wieder neue, bei jener jungen Dame ist ihm die Zahl der Verwandten zu groß, — man heirathet am liebsten Mädchen mit möglichst geringem Anhang, — bei dieser ist die Familie nicht vornehm genug; die eine ist ihm zu kräftig gebaut, die andere hat blaue Augen; hier ist ihm das Alter nicht genehm, und dort sind ihm die hellen Haare nicht passend. Melek Hanum ist schließlich des langen Wählens überdrüssig, und sie beschließt, die Nächste zu nehmen, die ihr geeignet erscheint. Die Gefundene ist groß, strahlend von Gesundheit, hat regelmäßige Züge und schöne Farben, aber, o weh, die Augenbrauen und Haare schimmern in bedenklich hellblonder

Farbe! Melek Hanum indeß weiß der Dame alle die vom Pascha gewünschten Eigenschaften anzudichten; sie ist voll des Lobes über das herrliche Wesen; Reschid Pascha erklärt sich endlich bereit, der Wahl zuzustimmen. Am Tage der Hochzeit nimmt Melek Hanum ein geschicktes Weib, eine Griechin, und läßt durch diese Haar und Brauen der Hellblonden in das glänzendste Schwarz verwandeln, was derselben im Verein mit der natürlichen blendenden Weiße ihrer Haut ein sehr vortheilhaftes Aeußere giebt. Trotz der Echtheit des Färbemittels ist die schlaue Vermittlerin in großer Besorgniß um den Ausgang der Sache; hat Redschid Pascha doch gedroht, er wolle seine Frau schon nach der ersten Nacht verstoßen, wenn er sie nicht nach seinem Geschmack fände. Am Tage nach der Hochzeit kommt Reschid Pascha in's Serai des Mehemet Pascha und ergeht sich in Lobeserhebungen über die Reize seiner schönen, schwarzlockigen Frau und weiß Melek Hanum nicht Dank genug abzustatten .... Er soll sich schließlich an die wirkliche Farbe seiner Gemahlin so gewöhnt haben, daß er nie eine andere, wie eine Hellblonde in seinem Harem dulden möchte.

Und nun, meine Damen, geschieht nicht Aehn-

liches bei Ihnen auch? Nur mit dem Unterschiede, daß Sie das Schönfärbemittel auf die moralischen Eigenschaften Ihrer Töchter anwenden. Sind das nicht wahre Muster von häuslichen, gesitteten, liebenswürdigen, talentvollen Mädchen vor der Hochzeit? Ob alle diese Tugenden echt oder gefärbt, das mag ja der Gatte nach der Hochzeit entscheiden! —

Also Merimeh und Selima beginnen von Neuem ihr Werk, denn Hadji soll nun einmal unter allen Umständen seine Frau haben. Nadajé, die Tochter des Moharem Bey, findet Gnade vor ihren prüfenden Blicken. Hadji hat einstweilen gegen die Genannte eben so wenig einzuwenden wie gegen jede Andere, vorausgesetzt, daß Keine die verschmähte wundervolle Goldfarbe, bei Ihnen „Titianblond" genannt, aufzuweisen habe. So geht man denn an's eigentliche Werk.

Selima, Hadji's Tante, ist gern bereit, die „Sawidschi Chatun" (Liebesbotin) zu übernehmen. Das heißt, sie begiebt sich eines schönen Nachmittags in eleganter Kleidung nach dem Konak des Moharem Bey und begehrt dort die älteste Tochter des Hauses zu sehen. Selima zieht es vor, ihren Besuch nicht durch irgend einen Vorwand zu bemänteln, weiß man doch schon, was sie will. Andere Bewerbe-

rinnen schützen plötzliches Unwohlsein oder das Bedürfniß auszuruhen vor; hat der Muezzin das Gebet ausgerufen, so tritt man auch wohl mit der Bitte in das fremde Haus, daselbst seinen religiösen Pflichten nachkommen zu können, da die eigene Wohnung zu weit sei.

Selima wird von den Dienerinnen in den Empfangssaal des Harems geführt und gebeten, Platz zu nehmen, bis die Tochter erscheine. Das geschieht nicht so bald, denn die Mutter Nadajé's will nichts unterlassen, was ihr Töchterchen in günstigstem Lichte zu zeigen geeignet ist. Das Mädchen wird in kostbare Gewänder gekleidet und mit einer wahren Last von Geschmeiden und Pretiosen behangen. Und so erscheint sie vor der Fremden, strahlend und glitzernd, macht ein ehrfurchtsvolles „Temenna"*) und nimmt gegenüber auf dem Divan

---

*) Das ist der gewöhnliche Respectgruß, der darin besteht, daß der sich Verneigende die flache, rechte Hand langsam auf Brust, Lippen und Stirn legt, womit ausgedrückt werden soll: Gefühl, Sprache und Sinn sind dir ergeben! Will man einem Hochgestellten gegenüber recht tiefe Unterwürfigkeit ausdrücken, so berührt man sogar noch die Erde mit der Hand, ein solcher verstärkter Gruß heißt „Temenna chak beraber", der Gruß von der Erde auf.

Platz, den man übrigens noch mit prächtigen Teppichen belegt hat, um der darauf Sitzenden eine möglichst glänzende Folie zu verleihen. Darauf bringen die Sclavinnen den Kaffee, wobei wieder das reichste Service gezeigt wird. So sitzen nun Selima und Nadajé, jede ihre Kaffeeschale in der Hand, und keine redet ein Wort, das ist bei der sonderbaren Ceremonie auch nicht üblich. Nadajé hat längst ihr winziges Schälchen geleert, Selima zögert immer noch damit, denn so lange sie die dargereichte Tasse nicht geleert, so lange muß das hübsche Schaustück da drüben sich das Wurffeuer ihrer examinirenden Blicke gefallen lassen. Endlich giebt Selima mit dem letzten Schluck aus der Tasse das Mädchen frei. Diese erhebt sich und zieht sich nach einem zweiten „Temenna“ zurück. Gleich darauf erscheint die Mutter Nadajé's im einfachen Hausgewande und ohne weitere Umstände fragt dieselbe Selima, wie ihr das Kind gefalle.

„O ganz ausgezeichnet, Hanum! Wunderbar, herrlich, ein Juwel, ein Stern, eine Sonne der Schönheit ist Deine Tochter!“ antwortet Selima mit fingirter Ekstase. Das ist so Gebrauch.

Die Mutter ist entzückt hierüber und beginnt nun alle die Kostbarkeiten herzuzählen, welche diesem

„Juwel“ zu seiner Hochzeit angehangen werden sollen, und die Kleider und die Ausstattung zu beschreiben, wobei sie den Mund recht voll nimmt, denn man verspricht in dieser Beziehung mehr, als man schließlich zu halten im Stande ist.

Selima ist höchst zufrieden mit diesem Allen und versichert, daß sie dem betreffenden Bewerber, dessen Namen sie noch nicht nennt, einen genauen Bericht abstatten werde. Schließlich bitte sie, wiederkehren zu dürfen. Die Bitte um Erlaubniß zum abermaligen Besuch ist jedenfalls ein Zeichen, daß Nadajé gefallen hat.

Unterdessen haben die beiden Sclavinnen, welche die Selima Hanum begleitet, im „Mabeïn“ (Vorzimmer) Erkundigungen bei der weiblichen Dienerschaft eingezogen. „Nadajé ist sehr lustig, singt auch gern, sie ist durchaus nicht stolz und verkehrt mit uns wie mit Ihresgleichen, eine ausgezeichnete Herrin, wie man sie sich nicht besser wünschen kann, — und welch' schöne Kleider die Kutschuk Hanum (gleichbedeutend mit Fräulein) besitzt, und diese Reinlichkeit! — glücklich der Efendi, welcher solche Hanum heimführt!“ so lautet der Chor der Sclavinnen. — Also allgemeine Befriedigung!

Hadji Efendi hat auch jetzt wieder nichts ein-

Bayerische Staatsbibliothek München

zuwenden, die Vorstellung von seiner Zukünftigen ist durch den beschriebenen Firlefanz nicht wesentlich verdeutlicht worden. „Macht nur weiter," sagt er zu Mutter und Tante.

Letztere begiebt sich ein paar Tage darauf wieder nach dem Konak des Moharem Bey, und zwar diesmal im vollen „Göreddschi", d. h. im großen Staate. Nadajé wird noch einmal vorgeführt; diesmal erhält das stumme Rencontre dadurch eine größere Bedeutung, daß Selima dem Mädchen einen Strauß überreicht, dessen Blüthen nach dem Lexicon für Blumensprache, ein Liebesgedicht ausathmen und in dessen Mitte ein versteinerter Thautropfen, ein werthvoller Diamant, blitzende Strahlen aussendet, beredter als die sprechenden Blumen selbst; denn das bedeutet, in's Abendländische übersetzt: „Willst du mein sein?" Die Mutter erscheint, und nach den üblichen Empfangsförmlichkeiten wird die Sache selbst verhandelt. Selima nennt den Namen des Bewerbers und häuft auf diesen Namen eine Fülle der ausgezeichnetsten Eigenschaften, welche unseren Hadji Efendi jedenfalls als das Muster aller Männer erscheinen lassen. Die Vermögensumstände und die Aussichten Hadji's werden dabei in erster Linie vorgeführt. Entzücken von Seiten

der Mutter Nadajé's, — jedoch könne sie noch keine bestimmte Antwort geben, da sie sich noch mit ihrem Gemahl und ihren Verwandten besprechen müsse.

Die Partei Nadajé's stellt nun Nachforschungen über die Verhältnisse, die Erscheinung und den Charakter Hadji's an und tritt in ernstliche Berathung über Ja und Nein. Die Partei Hadji's sendet nach acht Tagen eine „Jengeh" (vertraute Vermittlerin), um die Antwort einzuholen. Diese lautet bejahend, und nun werden von jeder Partei zwei männliche Verwandte ausersehen, welche die in Pretiosen, kostbaren Toilette-Gegenständen und schönen Kleidern bestehende Mitgift (Agirlik), sowie das Meublement (Dschihaz) für die Wohnung der zukünftigen Gattin festzusetzen haben. Gleichzeitig wird der Tag der Verlobung (Nischan) und der Verheirathung (Nikjat) festgesetzt. Beides soll noch vor Beginn des Ramasan- oder Fastenmonates gefeiert werden, während dessen keine derartige Festlichkeit stattfinden darf. Nach erfolgter Wahl wird die Verlobung selten lange hinausgeschoben, und letztere bildet mit der eigentlichen Heirath eine nur durch wenige Ruhetage unterbrochene Reihe von Schmausereien, Schaustellungen und Aufzügen.

Und Hadji und Nadajé? — Ja, was soll man

von den beiden Hauptpersonen in der Angelegenheit sagen? Was sollen sie selber sagen? Sie kennen sich Beide nicht, haben sich nie gesehen, Eines hört von dem Andern nur das Allergünstigste, sie haben Beide keinen Grund, nein! zu sagen. Das Junggesellenleben hat für den Türken sehr wenig Reiz, fehlt demselben doch der Zauber, den der Umgang mit edlen, gebildeten Frauen auszuüben pflegt. Und an Vergnügungen und Zerstreuungen, wie sie die größeren europäischen Städte zu bieten vermögen, ist Konstantinopel, wenigstens das nationaltürkische, sehr arm. Der junge Türke trachtet also sehr bald danach, sich seine eigene Häuslichkeit zu gründen. Besonders bei niederen Ständen wird sehr früh geheirathet nach dem Argument, daß zwei Arbeitskräfte mehr leisten, als eine vereinzelte. Die jungen Damen andererseits machen kein Hehl daraus, daß sie das Häubchen nicht verschmähen. Im mütterlichen Harem, wo vielleicht ältere Verwandte oder Schwestern oder gar Papa's zweite Frauen die wichtigere Rolle spielen, kommt die Kutschuk Hanum sehr wenig zur Geltung. Ihr Umgang beschränkt sich meist auf die gebildeteren Sclavinnen des Hauses, Freundinnen erwirbt man sich erst, wenn man verheirathet ist, und es fehlen ja alle die Huldigungen, mit

denen die jung aufblühende Mädchenknospe im Abendlande begrüßt wird, es fehlen alle Triumphe der Schönheit und der Lieblichkeit; das Wort Galanterie ist nicht in's Türkische zu übersetzen. So also mag die dreizehnjährige Schöne sich lebhaft nach ihrem eigenen Harem sehnen. Die Meisten sind schon mit fünfzehn Jahren verheirathet: der Frühling der orientalischen Schönheit ist ja leider nur ein kurzer Traum.

Also Hadji hat eingewilligt, Nadajé sagt nicht nein! Uebrigens darf kein Mädchen zu einer Heirath gezwungen werden, ein bloßes Nein! würde genügen, um sie von dem Zwange einer lästigen Heirath zu befreien, sie hat hierin den Beistand des Gesetzes. Und die Liebe?! — Die muß sich nach der Hochzeit als verspäteter Gast einstellen, sie hat hier einstweilen noch keinen Platz, und von ihr ist auch gar nicht die Rede. Man richtet es wohl zuweilen so ein, daß die Versprochene den zukünftigen Gemahl flüchtig zu sehen bekommt. Man ordnet es an, daß der Bräutigam um diese und jene Stunde an den Haremsfenstern vorbeistolzirt, oder in einem „Kaïk“ (Bosporusfahrzeug) unter den Gärten des „Jali“ (Villa) vorbeifliegt. Dann mag vielleicht aus den vergoldeten „Muscharabieh's“ (Holzgittern

des Harems) eine bedeutungsvolle Rose herabfallen für den Glücklichen. Doch wer sagt diesem, ob die Rose von ihr kommt, ob nicht etwa eine muthwillige cirkassische oder nubische „Chalaik“ (Sclavin) sich einen Scherz erlaubt? was nichts Außergewöhnliches, denn diese muthwilligen Wesen machen sich den liebsten Zeitvertreib daraus, die Männerwelt mit allerlei durch wehende Bänder, zugeworfene Blumen und heimliche Winke ausgeführte Neckereien zum Besten zu halten. Stammt nun die besagte Rose nicht von ihrer Hand, so doch sicher jenes zierliche, nach Ambra duftende, in ein „Jemini“ eingehüllte Billet*), welches auf das Pflaster herniederfällt. Was steht darin? ein paar liebeglühende Verse aus Saadi's Rosengarten, aus Hafis' Liebesliedern oder aus Dschami's Fruchtgarten, den drei Gedichtsammlungen, die noch am meisten von der Jugend gelesen werden. Die Buchstaben sind etwas

*) Statt in die anderswo üblichen Couverts pflegt man Briefe, kleinere Mittheilungen, Karten u. s. w. in kleine gestickte Tücher einzuhüllen. Kostbare Geschenke müssen eine dem entsprechende werthvolle Hülle haben; selbst Geldgaben, die man Dienenden zukommen läßt, werden auf diese Weise eingewickelt. Im officiellen Verkehr der Hohen Pforte hat natürlich das bequemere Couvert diese umständliche und auch nicht wohlfeile Enveloppe verdrängt.

holprig geschrieben — ach, was schadet das? Hadji begehrt ja gar kein gelehrtes Weib!

Jedenfalls sind das Alles nur Spielereien, das eigentliche „Aschiklik", der Liebeszustand (sonderbar, daß wir für diesen seltenen Zustand ein eigenes und noch so großartiges Wort besitzen!) bleibt den Beiden vorsichtig versagt. Unbegreiflich müssen ihnen die aus der Vorzeit herüberklingenden sehnsüchtigen Liebesklagen von Medjun und Leila, Ferhad und Schirin, Jussuf und Zuleika erscheinen; bei ihnen Beiden geht ja Alles so prosaisch und geschäftsmäßig seinen Gang, und Nadajé bildet sich durchaus nicht ein, daß ihr Hadji, im Sehnen nach seiner „lilienhaften, mondscheinantlitzigen Braut" zum „Schatten der Wimper einer Ameise" abmagert, wie der Dichter singt. Und so naht die Hochzeit heran, nicht als ein Ereigniß, nach dem man monate- und jahrelang gesehnt nnd geschmachtet und das für die Getrennten endliche Vereinigung „auf ewig" bringen soll, nein, als eine Art Enthüllungsfeier, wo Schranken und Schleier fallen und die bisher Ungekannten sich zum ersten Male Aug' in Auge blicken.

Am Verlobungstage ist nun ein großes Frühstück im Vaterhause des Bräutigams, wobei alle

Verwandten und Freunde des Letzteren zugegen sind. Der Aelteste der Gesellschaft erhebt sich und fragt Hadji Efendi feierlichst, ob er gesonnen, ihn zu seinem Stellvertreter bei der bevorstehenden Verlobung anzuerkennen. Inschallah! das will Hadji. Ob dann die Efendi's So und So dabei als Zeugen fungiren wollen? Inschallah, das wollen sie. Großer Aufbruch demnächst. In langsamem, feierlichem Zuge begiebt sich die Gesellschaft, mit Ausschluß des Bräutigams, der daheim bleibt, nach dem Konak des Moharem Bey, wo Letzterer bereits im Kreise von Verwandten und Freunden der Gäste harrt. Nachdem das ganze A-B-C der ceremoniellen Begrüßungen mit vieler Umständlichkeit durchbuchstabirt worden ist, nimmt man Platz; Pfeife und Kaffee, die unvermeidliche Würze jeder gesellschaftlichen Vereinigung, werden gereicht, und man kauert stumm in den Polstern des Divans, bis die Action beginnt, was durch das Anzünden von Aloë und Sandel in den Räucherschalen angekündigt wird.

Ein belebteres Bild bietet unterdessen der Harem dar. Die Mutter und die weiblichen Verwandten des Bräutigams sind soeben die mit kostbaren Teppichen belegten Treppen zum Harem hinangestiegen. Sie finden daselbst im festlich mit hängendem Tuch-

werk geschmückten Saale einen Flor von Damen; Verlobung und Hochzeit bieten stets den willkommensten Unterhaltungsstoff, und man läßt sich nicht so leicht dergleichen entgehen. Die Mutter Hadji's nimmt auf einem besonders für sie bestimmten Sitze Platz, bis zu welchem durch die ganze Länge des Saales reiche, läuferartige Teppiche gebreitet werden, die ebenso wie die Teppiche der Treppen später eine Beute der Dienerinnen werden.

Da erscheint Nadajé; — die Kleine ist kaum zu erkennen unter der schimmernden und rauschenden Last der schweren Brocate, Seidenstoffe und reichgewirkten Shawls, die ihren schlanken Körper umhüllen. An Hals und Armen glitzert und funkelt es von allerlei Geschmeiden und Schmucksachen; Perlen durchschlängeln das glänzend-schwarze, durchduftete Haar, und eine Aigrette von blitzenden Diamanten wiegt sich über den koketten Windungen des golddurchstreiften Feminis. Aber warum hat man dem Kinde die Wangen weiß und roth geschminkt, die Lippen purpurn angemalt, die Augenbrauen dick mit Schwarz aufgetragen? Als wenn das, was die Natur so leuchtend und üppig geschaffen, noch der Correctur bedurft hätte! Es ist aber einmal so Gebrauch! Nur langsam schreitet die Kleine

vorwärts auf dem Teppich: ſitzen ihr vielleicht die neuen goldgeſtickten Tſchipſchips nicht bequem, oder — jetzt hält ſie gar mitten im Saale an, — was iſt ihr? — und bedeckt das Antlitz mit beiden Händen! Die alte „Dada“ (Kinderwärterin) tritt vor und ermuntert Nadajé mit „Täubchen“ und „Herzchen“, ſie möge doch Muth faſſen und nur vorwärts gehen. Wieder ein paar Schritte und dann lautes Weinen und Schluchzen. Mögen dieſe Ausbrüche dem Herzen entquellen, mögen ſie künſtlich hervorgepreßt ſein, jedenfalls ſind ſie unerläßlich, und es würde gegen den guten Ton verſtoßen, wollte eine Braut ohne Wehklagen und ohne ein Zeichen des Widerſtrebens gegen die Trennung von der Familie ihrer Verlobung beiwohnen.

Endlich iſt ſie bei der Schwiegermutter angekommen, hat ſich niedergebeugt, deren Hand geküßt und den Verlobungsring in Empfang genommen. Ob ſie wirklich an die Erfüllung all' der Seligkeiten und Herrlichkeiten glaubt, welche die Schwiegermutter ihr mit allen Farben des Paradieſes auszumalen beſtrebt iſt? Dieſer Hymnus auf das Glück des Ehelebens wird plötzlich unterbrochen durch ein dumpfes Gebet, welches hinter der geſchloſſenen Thüre des Saales von einer tiefen Stimme ge-

murmelt wird. Es ist der „Imam“ (der zweite Geistliche der Hauptmoschee des Viertels), der drüben die Ceremonie beginnt. Alles horcht hier und dort. Der Imam fragt den Stellvertreter des Bräutigams, ob er Nadajé, Tochter des Moharem Bey und der Suleika, als Ehefrau des Hadji Efendi, Sohn des u. s. w., anerkennt. Ein Ja! erfolgt. An die Braut wird ein ähnliche Frage gerichtet, welche von dieser durch die verschlossene Thür hindurch mit zagendem Ja! beantwortet wird. Dann ruft der Imam, die Hand auf den bereits geschriebenen Ehecontract legend, laut, daß es durch alle Räume schallt: „Ich vereinige sie hiermit ehelich und bitte den allmächtigen Gott, daß ihre Verbindung möge gedeihen und glücklich sein, wie die von Adam und Eva, von Abraham und Sarah, von Jussuf und Zuleika, von unserem heiligen Propheten und Khadidscha und von Ali und Zohra. Möge der Segen des allbarmherzigen und allmächtigen Gottes auf ihnen ruhen! Amen!“ — Alle Anwesenden hier im Harem, dort im Selamlik murmeln dieses Amen! nach. Und damit ist das Paar verlobt, eigentlich verheirathet, denn die kirchliche und zugleich civilstandliche Ceremonie ist damit erfüllt, und was nun folgt, sind nur Festlichkeiten, welche die Sitte eingeführt und

der gute Ton, „Zarafat“, verlangt, und welche je nach den Vermögensverhältnissen eine größere oder geringere Ausdehnung gewinnen.

Hadji Efendi hat unterdessen zu Hause auf die Boten gewartet, welche ihm die Nachricht von seiner förmlichen Verbindung überbringen sollen. Kaum ist das besiegelnde Amen! erklungen, so hat sich auch schon ein Dutzend dieser Boten auf die Beine gemacht, und im Wettlauf wird die frohe Kunde fortgetragen, denn der zuerst Ankommende erhält ein „Muschda“ (Geschenk für gute Nachricht).

Geschenke spielen überhaupt eine große Rolle hierbei. Auf das Händeklatschen des Brautvaters (ein Zeichen, mit dem man die Bedienung herbeizurufen pflegt) erscheinen die Diener und vertheilen an alle Anwesenden und deren Diener — einige unbefugte Schmarotzer, welche nie fehlen, wo ein Festbraten dampft, nicht ausgeschlossen, — allerlei kleine Geschenke, bestehend aus Shawls, kostbaren Stücken Tuch, Jemini und „Tschawra“ (gemalte Tücher). Am Abend zuvor hat indeß bereits der Vater des Bräutigams ein sogenanntes Möbelgeld in das Haus der Braut gesandt. Dasselbe beträgt von fünftausend bis zwanzigtausend Piaster in Gold; — also bestreitet in Wirklichkeit der Ehemann einen

großen Theil der Kosten der Hochzeit und der Aussteuer, nicht die Familie der Frau.

Weitere Geschenke von Haus zu Haus! So überbringt eine „Jengeh“ (Commissionärin für die Braut) dem Bräutigam einige traditionelle Gaben, in ein mit Seide und Gold gesticktes Tuch (Hawlu) eingehüllt: einen schönen Shawl, ein seidenes Hemd, zwei mit Perlen gestickte Tücher, und eine mit Perlmutter und Schildpatt ausgelegte und mit Zuckerkand gefüllte Büchse. Der Bräutigam erwidert dies mit einem „Janik“, einem Korbe, gefüllt mit Zuckerwerk, Blumen und Obst. Darauf läßt es sich die Braut nicht nehmen, am folgenden Morgen wieder mit einem Janik, bestehend aus kalten Pasteten, stark gewürztem Geflügel und Eingemachtem, zu antworten. Und noch kein Ende! An demselben Tage naht aus dem Hause des Bräutigams ein Zug von fünf Dienern, angeführt von obengenannter Jengeh. Jeder der Diener trägt auf seinem Kopfe eine in ein buntes Tuch eingehüllte Schüssel, und sämmtliche fünf Schüsseln zusammen bilden ein Geschenk, „Nischan Takimi“ genannt. Die erste Schüssel enthält ein Paar Tschipschips für die Braut von carmoisinrothem, blauem oder purpurfarbenem Sammet, mit Perlenbündeln behangen, in einem Werthe von

dreihundert bis tausend Piastern, und für jede Verwandte derselben ebenfalls ein Paar solcher Schuhe von zwei- bis dreihundert Piastern Werth. Jede Dienerin wird mit einem Paar gelber Papuschen beschenkt. Außerdem befinden sich in der ersten Schüssel noch ein Handspiegel mit schönverziertem Futteral, silberne Büchsen zu Bonbons und Räucherkerzen. Die folgenden Schüsseln sind gefüllt mit seltenen Blumen und den theuersten Früchten der Jahreszeit, mit Flaschen köstlichen Syrups, ledernen Beutelchen voll echtem Mekka-Henna, Stoffen zu Kleidern und Chalwars, schönen Kämmen u. s. w. Natürlich kommt es bei vielen dieser Geschenke darauf an, wie und in welcher Form sie dargereicht werden, und dem Geschmacke ist reichlich Spielraum gegeben.

Während des Austausches dieser hübschen, oft sehr kostbaren Nichtigkeiten ist das „Dschihaz", das Hochzeitsmobiliar, auf geschmückten „Araba's" (vierräderige, von Ochsen gezogene Wagen) in die für das junge Ehepaar bestimmte Wohnung gebracht worden, in den ersten Wagen die Teppiche, Matten, Divans, Kissen, großen Leuchter, Matratzen, Kleider, in den folgenden das Service und Küchengeräth. In der Wohnung selbst richtet man das Brautge-

mach ein. Die Wände werden mit seidenen Draperien behangen, die Fenster und Täfelungen mit grünen Zweigen und Festons von bunter Gaze und Musselin geschmückt und an dem riesigen, vielarmigen Candelaber farbige, wohlduftende Wachskerzen aufgesteckt. An dem Ende der oberen Zimmer erhebt sich der „Dais“ eine für die Braut bestimmte, von einem Rosaschleier gebildete Nische, über deren Mitte ein in carmoisinfarbenes Tuch eingewickeltes Stückchen Alaun jedes böse Auge, das dem Bräutchen an Leib und Seele schaden könnte, zu bannen bestimmt ist.

Die Hochzeiten werden gewöhnlich an einem Donnerstag gefeiert; er gilt ebenso für einen Glückstag, wie bei den Christen der Freitag in den Augen der Abergläubischen ein Unglück in sich birgt. Am Dienstag vor diesem Tage muß die Braut sich dem ceremoniellen Bade unterziehen. Dies geschieht in einem öffentlichen Hamam, auch dann meist, wenn man ein Privatbad zur Verfügung hat, denn man möchte doch auch, daß der Prunk, den man bei dieser Gelegenheit zu entfalten genöthigt ist, von recht vielen fremden Zuschauerinnen gesehen werde. In dem geschmückten Auskleidezimmer wird die Braut in Gegenwart der Freundinnen von der „Usta“, der

ersten Badefrau, entkleidet und mit den kostbaren Badekleidern, einem Theil der Hochzeitsgeschenke, umhüllt. Ein Gleiches thun die Freundinnen, und der seltsame Zug klappert mit den reich verzierten, mit Schildpatt und Perlmutter ausgelegten „Nalin's“ (Badeschuhen) über den Marmor nach dem heißen Zimmer, wo eine dreimalige Abwaschung und demnächst Räucherung Körper und Seele von jeglichem Makel befreit. Darauf folgt zweistündige Toilette mit Scherz und Lachen, Recitation von Sprüchen, die sich auf die Hochzeit beziehen, und Musik, die von einer Zigeunerbande ausgeführt wird. In glänzenden Gewändern, das Haar von Perlen, Goldknöpfchen und Münzen durchfunkelt, tritt die Braut, gefolgt von den Freundinnen, in's Ankleidezimmer. Die Badedienerinnen und Sclavinnen bilden Spalier bis zu dem mit Gaze, Bändern und Firlefanz verzierten Ehrensitz, während die eingeladenen Gäste, malerisch auf den Divans hingegossen, mit leichtem Händeklatschen ihr obligates Bravo! erschallen lassen. Es ist dies eine Art Huldigung, die man der Schönheit — jede Braut ist schön! — darbringt. Nun beginnt das Schauspiel. „Tschingani's“ (Zigeunerinnen) schweben herein und führen eine Komödie auf, die fast bei

jeder Hochzeit dieselbe ist nnd den vielversprechenden Titel „Kurzan Kizi“ (Des Ritters Tochter) führt. Der einigermaßen blutige Inhalt dieses Drama's wird dadurch in der Ausführung abgeschwächt, daß die Waffen durch weniger effectvolle Suppenlöffel ersetzt werden.

Mit dem Abendgebet beginnt der „Henna-Ged-schessi“, der Henna-Abend. Obgleich der Gebrauch des Henna's bei den besseren Ständen längst aus der Mode ist, so lassen es sich doch die Badefrauen nicht nehmen, an diesem Abend die Finger der Braut mit rothem Henna-Saft zu betupfen, denn die Gier nach Backschisch ist größer als die Satzungen des „Zarafat“. Das „Henna-Geschenk“, das den einzelnen Dienerinnen verabfolgt wird, darf nicht unter einem Goldstück betragen. Zum letzten Male werden hierbei auch die wundervollen Haare des Bräutchens in lange Zöpfe auf den Rücken herabfallend geordnet. Als Frau muß sie die Haare im Kranze aufgesteckt oder abgeschnitten tragen, in jedem Falle unter dem Schleier ängstlich verborgen.

Der folgende Tag, der Mittwoch, gewährt der Braut einige Ruhe; im Hause des Bräutigams jedoch geht es hoch her. Von dem pikanten und appetit-reizenden Frühstück schmaust man sich bis zum

champagnerknallenden Diner hinüber — Champagner ist kein Wein nach der Sophistik des Muselmannes — und von diesem taumelt man zu den Raki-Delirien des Soupers. Die ganze Nachbarschaft, die Armen des Viertels, Alles soll seinen guten Tag haben; es werden Schafe, Lämmer und Ziegen geschlachtet, und das Fleisch jedem Fordernden reichlich mitgetheilt.

Endlich ist der verhängnißvolle Tag da. In einer „Kotschi“ (Kutsche) oder Araba begiebt sich die Mutter des Bräutigams, gefolgt von den weiblichen Verwandten und begleitet von den berittenen Freunden und Verwandten, nach dem Konak der Braut, um diese abzuholen und nach dem für das junge Ehepaar bestimmten Konak zu begleiten. Der Abschied aus dem elterlichen Hause wird mit reichlichen Thränen sämmtlicher Anwesenden beträufelt, besonders jener Moment, wo der Vater die vor ihm niederknieende Tochter aufhebt, sie segnet und mit einem Gürtel umkleidet. Es ist dies eine Art Investitur, welche der Vater an seinem scheidenden Kinde zu vollziehen hat, das nun aufhört, unter seiner Autorität zu stehen. Der Gürtel ist das Symbol der Frauenwürde, kein Mädchen darf vor der Hochzeit einen solchen tragen. Ein ähnlicher

Gebrauch fand früher bei jungen Männern statt, welche mit einem Säbel umgürtet wurden. Diese Art von Investitur ist jetzt nur noch dem Sultan vorbehalten, welcher am Tage seiner Thronbesteigung mit dem Schwerte, dem Sinnbild der Autorität und Kraft, umgürtet wird; das ersetzt die Krönung.

Während dieser Ceremonie rieselt ein Goldregen von Zwanzig-Para-Stücken (als Zeichen des Ueberflusses) auf das Haupt der jungen Frau hernieder. Alles drängt sich hinzu, um ein solches Goldstückchen zu erhaschen, denn der Besitz desselben soll die Beständigkeit des Glückes gewährleisten.

Darauf begiebt sich der Hochzeitszug in langer Wagenreihe, musicirende, tanzende Zigeuner mit kegelförmigen, federgeschmückten Mützen voran, nach der neuen Wohnung. Dort harrt der junge Ehemann an der Pforte; er ist seiner Frau beim Aussteigen behülflich, wobei er ihr die Hand drückt (damit will er andeuten, daß er die Herrschaft im Hause zu führen beabsichtigt), und geleitet sie unter erneutem Goldregen nach dem Throne im Brautgemach, worauf er sich wieder entfernt und sich unter die Gäste seines Selamliks mischt.

Nun beginnt eine Art Cour vor der dort Thronenden. Schaaren von Frauen aller Stände

drängen sich durch die für Jedermann geöffnete Harems-Pforte, denn kein Schauspiel vermag auf gewisse Frauen eine solche Anziehungskraft auszuüben, wie eine Hochzeit. Hört man nur von ferne die Hochzeitstrompeten schallen, so hat man keine Ruhe daheim; flugs wirft man sich in den entsprechenden Staat und eilt dem Dufte des „Pilaw" (Reis mit Hammelfleisch, ein beliebtes Gericht, wird bei Hochzeiten besonders reichlich consumirt), dem Klange der fallenden Para-Stücke nach. Der größte Genuß ist ja, die Braut dort oben auf ihrem Sitze anstaunen zu dürfen!

In einem Nebenzimmer, hinter einem Gitter vor langen Fingern gesichert, paradirt die Ausstattung so breit und glänzend und in die Augen fallend wie möglich. Glaube man jedoch nicht, daß alle diese massiven Silber-Services, mit Brillanten besetzten Becher und Vasen, diese prächtigen Scutari-Brocate und Sidon-Shawls, diese reichen Sammet- und Seidenstoffe wirklich zu der Ausstattung gehören! Nein, hier haben die Schatzkästchen von Mutter und Tanten und Verwandten ihre Fülle hergegeben, um die Unscheinbarkeit des wirklichen Trousseaus zu überstrahlen. Das Alles wandert in die betreffenden Kästchen und Kleiderschränke zurück, sobald der Zweck erreicht ist.

Nachdem die Braut so ein paar Stunden lang den neugierig zudrängenden Gästen Stoff zur Unterhaltung geboten, erlaubt man ihr, sich unter die Gäste zu mischen. Das eigentliche Hochzeitsmahl beginnt sowohl im Selamlik wie im Harem mit dem Abendgebet; in ersterem geht es dabei sehr laut und lustig zu, bis das fünfte Gebet Schweigen gebietet. Alles schaart sich um den Imam, welcher, sich an den Bräutigam wendend, den göttlichen Segen auf das geknüpfte Eheband herabfleht. Kaum sind die letzten Worte des Gebets verhallt, so stiehlt sich der Bräutigam aus dem Kreise der Gäste, um dem Eingang des Harems zuzueilen. Das gelingt ihm nicht ganz unbemerkt; einige seiner Gefährten haben ihn eingeholt und seinem Rücken Streiche zum Abschiedsgruß versetzt, sogar ein paar Pantoffeln fliegen hinter ihm her.

Am Eingange des Brautgemaches empfängt ihn die Jengeh-Kadin (Ceremonienmeisterin des Brautgemaches), er will an ihr vorbei zu seiner Frau, die auf dem Divan tiefverschleiert harrt. Die Jengeh-Kadin gebietet ihm ein Halt! und breitet zu seinen Füßen einen reichgestickten Gebets-Teppich aus. Geduldig muß er niederknieen, um die vorgeschriebenen beiden Rikat's (Gebete, jedes mit acht verschiedenen

Stellungen) zu verrichten. Erst dann darf er näher treten und — der verhängnißvollste Augenblick! — den Schleier der Ungekannten, nie Gesehenen, und doch den Schleier seiner Frau, mit der er vereint die dornenreichen Blumenpfade dieses Lebens wandeln soll, lüften. Und das darf nicht ohne einige Ziererei von ihrer Seite geschehen! Endlich — endlich strahlen ihm die dunkeln Augen seines Weibes schleierlos und verwundert entgegen. Ist er überrascht, ist er entzückt, ist er blos befriedigt oder gar enttäuscht? Wer vermöchte das zu sagen. Seine Mienen verrathen nichts davon, doch seine Dankbarkeit für die Gunst, daß sie ihm ihr Antlitz enthüllt, entspricht er dadurch, daß er ihr eine kostbare Diamantnadel in's Haar steckt. Dies Geschenk sind nur Mädchen anzunehmen berechtigt, eine bereits verheirathete Frau, welche sich wieder dem Risico einer Ehe unterzieht, hat keinen Anspruch darauf.

Allmälig schmilzt das Eis zwischen den Herzen der beiden Vereinten; die junge Frau klatscht in die Hände, und die Dienerinnen erscheinen mit Tabakspfeife, Kaffee und einer kleinen Collation, wobei der Bräutigam nicht unterläßt, die besten Bissen für seine neue Lebensgefährtin auszuwählen und ihr dieselben mit den Fingern zart und elegant zu überreichen.

Am anderen Morgen findet das sogenannte Hammelkeulenfest statt, an dem nur verheirathete Frauen Theil nehmen dürfen. Hierdurch ist die Jungvermählte officiell in die Gesellschaft der Ehefrauen eingeführt. — „Mögen ihre Tage stets mit Rosen umsäumt sein, Inschallah!“

Sechstes Kapitel.

Ehe und Eheleben.

„Meine Tochter, sei unterthan deinem Mann, wenn du willst, daß er dein Diener sei. Erhalte und überwache ihm Haus und Habe, denn die beste Frau ist die, welche selten des Hauses Schwelle überschreitet, welche die Töpfe voll erhält, Wasser in die Milch gießt (?) und das Vermögen weislich verwaltet. Sei genügsam und lege deinen Wünschen Zügel an. Wache ohne Unterlaß über dich und hüte dich wohl, daß er etwas wahrnehme, was sein Auge beleidige. Der Kamm ist der beste Haarschmuck, Wasser der beste Wohlgeruch. Neun Schönheitsmittel erlaubt dir das Gesetz: Haarlöckchen auf der Stirn, Schönpflästerchen, rothe und weiße Schminke, schwarzes Collyrium (um die Augenlider mit feinen Strichen zu umsäumen), Antimon (zum Färben der Augenbrauen) und Henna (das

bekannte rothe Pulver zum Färben der Handflächen, Fußsohlen und Nägel), was darüber ist, das ist des Teufels Erfindung! Wache über seine Nahrung und sei still in der Nacht; denn Hunger macht heftig und Schlaflosigkeit erzeugt üble Laune. Rede nicht, wenn du schweigen, und schweige nicht, wenn du reden sollst! Merke wohl, du mein Herzblatt: Derjenigen Frau, welche wider ihren Gatten lästert, wird am jüngsten Tage eine Zunge anwachsen, sechzig Ellen lang, mit der man ihren Hals umschlingen wird. Die Frau aber, welche zu ihrem Manne sagt ‚Bösewicht', soll mit schielenden Augen umhergehen und statt der Haare Schlangen tragen. Sei ein Grab für deines Mannes Geheimnisse, doch wie eine Quelle spiegele sein ganzes Wesen wieder, heiter, wenn er heiter, traurig, wenn er traurig ist. Und nun, im Namen des allbarmherzigen Gottes ziehe in Frieden ein in dein Haus!"

Also rieseln die Perlen echter Lebensweisheit von den Lippen der Mutter, am Tage, da dieselbe ihr Kind dem Harem des Schwiegersohnes anvertraut. Und wer möchte bezweifeln, daß die Befolgung dieser Gebote sehr dazu beitragen wird, einem jungen Hausstande den Frieden zu bewahren, im Orient wie im Occident? Das „Er soll Dein Herr sein!",

welches ja auch über das myrtengekrönte Haupt einer christlichen Braut verhängt wird, mag im Islam weit strenger ausgeprägt sein und buchstäblicher zur Geltung kommen, als in den Cultur-Gebieten, wo die gesellschaftliche Gleichstellung von Mann und Frau fast zur vollendeten Thatsache geworden ist. Die strenge Scheidung der männlichen von der weiblichen Wohnung, die gefängnißmäßige Vergitterung des Harems, der Schleierzwang, das Verbot geselligen Verkehrs mit der fremden Männerwelt, die Leichtigkeit der meist von der Laune des Gatten abhängigen Ehescheidung, das Alles weist die Moslemitin immer wieder darauf hin, daß der Gatte ihr Herr und Gebieter, und daß ihres Daseins Hauptzweck die Verschönerung seines Lebens sei.

Doch hören wir, was anderseits der weise Meidani, jener sinnige Kenner des Frauenherzens, dem heirathslustigen Jünglinge zuruft: „Mein Sohn, höre diese Worte: Die Frau soll sein die Herrlichkeit des Mannes; sie ist der Edelstein, die Blume der Welt, spricht unser Herr Mohamed. Laß dich nicht hinreißen von deinem Zorn, daß du ihr ein Leid anthust; behandle sie mit Zartheit, denn sie ist aus einer Rippe gemacht, — wie könntest du sie biegen, ohne sie zu brechen! Sei nachsichtig, denn der

Frauen Haar ist lang, aber ihr Verstand ist kurz. Liebe deine Frau, wenn du kannst, denn die Liebe ist die höchste Gewalt nächst Gott; wenn du sie nicht lieben kannst, — denn Gott ist barmherzig, — so achte in ihr die Mutter deiner Kinder. Wisse, daß dir jegliche Liebkosung, mit der du deine Frau beschenkst, dereinst mit Paradiesgnaden wird belohnt werden, — denn Gott ist schnell im Zusammenrechnen!*) Doch vergiß nicht, was Harun-Al-Raschid spricht: Die Frauen sind die Basiliske unseres Lebens

*) D. h. der guten und der bösen Thaten. Dieser und der andere „denn Gott ist barmherzig“ sind zwei im Koran sehr oft angewandte Sprüche. Der letztere kommt fast überall vor, wo eine Ausnahme von einer gegebenen Sittenregel gestattet wird. Am meisten beruft sich Mohamed auf die Barmherzigkeit Gottes, wenn es gilt, ein Ausnahmegesetz, speciell für seine eigne, geweihte Person zu verkünden. In der That sind für die einzelnen Liebkosungen des Ehegatten besondere Belohnungen oder Gnaden ausgesetzt. Streichelt ein Mann seiner Gattin Wange, so werden ihm zehn Gnaden zugesagt; zieht er die Gefährtin sanft an seine Brust, so wird das mit zwanzig Gnaden angerechnet, und gar ein Kuß erhält eine Prämie von dreißig Himmelsgnaden. Erfreut sich nun ein Mann des Besitzes von mehreren Gattinen, so kann er bei gleichmäßig vertheilter Zärtlichkeit sehr bald eine ganz ansehnliche Summe von Anweisungen auf die Wonne des Paradieses zusammenliebkosen.

— sie sind die Winke des Teufels; wer sich einer Frau beugt, verkürzt seine Tage. Sei wachsam, denn Frauenlist ist feiner, als das Gespinnst der Seidenraupe. Traue keiner Frau, ebensowenig lasse dich durch Reichthümer anlocken; hüte ihre Tugend, wie das Gold vor Dieben, wie den Wohlgeruch vor Verflüchtigung; baue ihr keine offenen Terrassen und lasse sie unerfahren in der Kunst des Schreibens." Und doch ruft Meidani: „Heirathe, heirathe, mein Sohn! Nimm lieber ein Weib aus Holz, als gar keines!"

Nach dem Ausspruche Mohameds: „Ich habe die Heirath ausgeübt, wer nicht meinem Beispiel folgt, ist nicht von den Meinen," ist denn auch die Heirath jedem Muselmann zur religiös-sittlichen Pflicht gemacht. Mag ein Hagestolz noch so oft den Namen Gottes im Munde führen, mag er im Fasten, Almosengeben und Wallfahrten das Erstaunlichste leisten, er wird sowohl in Bezug auf Anrecht auf die Seligkeit des Paradieses, wie auf Ansehen bei seinen Mitmenschen, stets hinter jedem, das Ehegesetz in anspruchslosester Weise ausübenden Glaubensgenossen rangirt werden. Was hülfe auch dem Hagestolz auf die Dauer ein passiver Widerstand gegen die Satzungen der Natur und des Korans;

wird ihm doch jenseits, „in den wasserreichen Gärten“, wie jedem andern zur Seligkeit berufenen Moslem, eine Zahl von nicht weniger als siebzig (nach Andern zweiundsiebzig) Gattinnen, lauter „herrliche Jungfrauen mit großen, schwarzen Augen“, octroyirt. Und da das Heirathen doch einmal ein Verdienst ist, so hat die „Sunna“, das dem Koran bei Weitem an Autorität nachstehende Buch der Ueberlieferungen, nicht Unrecht, wenn sie das möglichst frühe Heirathen anempfiehlt. Da die Großjährigkeit unter Umständen beim männlichen Geschlecht mit dem zwölften, beim weiblichen mit dem neunten Jahre, spätestens aber bei Beiden mit dem fünfzehnten Lebensjahre eintritt, so ist es nicht allzu selten, Mütter von zwölf und gar Großmütter von fünfundzwanzig Jahren anzutreffen. Auch giebt es Väter, die noch mit ihren Söhnen zusammen auf der Schulbank sitzen, und Ehefrauen, die in einstweiliger Ermangelung einer lebenden, mit einer hölzernen Puppe spielen. So brachte Aïscha, die Lieblingsfrau Mohameds, noch ihr Spielzeug mit in's Haus, und der große Prophet ergötzte sich an ihrem Spiel.

Es ist bekannt, daß dem Muselmann Gelegenheit gegeben ist, sein durch den Act der Heirath erworbenes Verdienst dadurch zu vervielfachen, daß

er zwei, drei, vier Frauen heirathet, wenn ihm sein Vermögen das gestattet. Dazu noch zwei Nebenfrauen (Odaliks, d. h. Zimmergefährtinnen) aus der Reihe seiner Sclavinnen. „Es ist zwar besser, keine Sclavin zu heirathen," sagt der Koran, „aber Gott ist barmherzig!" Mehr wie vier Frauen darf nur der Sultan unterhalten, und zwar beträgt die Zahl der legitimen „Kadinen" sieben, während ihm an Nebenfrauen ein unbegrenztes Contingent zur Verfügung steht; der Sultan von Marokko soll deren viertausend haben. Als leuchtendes Vorbild eines vielseitigen Ehemannes ist der Prophet selbst seinen Anhängern vorangegangen. Er heirathete nach und nach fünfzehn Frauen, und zwar außer Aïscha lauter Wittwen und geschiedene Frauen. Daß ihm aus diesem fünfzehnfachen Eheglück nicht lauter Rosen erwachsen sind, daß ihm die Dornen der Eifersucht manche empfindliche Stiche versetzt, das beweisen die vielen Koran-Verse, welche speciell an seine Frauen gerichtet sind und deren Verhalten, besonders der Männerwelt gegenüber, regeln sollen. Die strenge Harems-Clausur und das Gebot, das Antlitz mit einem Schleier zu vergittern, sind eine Frucht seiner persönlichen Eifersucht, welche unter Anderm auch nicht zuließ, daß des Propheten Frau nach dessen

Tode sich wieder verheirathete. Er selbst hatte dagegen sich das Recht zugelegt, sich seine Frau zu nehmen, wo er wollte, selbst von der Seite dieses oder jenes glücklichen Gatten hinweg.

Es wird noch immer hie und da geglaubt, daß die Vielweiberei durch Mohamed eingeführt worden sei. Dieselbe existirte aber bereits unter den heidnischen Arabern, unter denen der Prophet seine Propaganda eröffnete, und zwar waren bei diesen acht Frauen gestattet; mithin hat Mohamed in Bezug auf die Zahl nur einschränkend gewirkt. Dagegen hat der Koran die sociale Stellung der Frauen entschieden herabgesetzt. Im heidnischen Arabien genoß, trotz der Vielweiberei, die Frau ein bedeutendes Ansehen; sie war nicht, wie bei den Hellenen, ein unglückliches Geschöpf, sondern spielte in Krieg und Frieden ihre Rolle als Beratherin, anfeuernde Prophetin und begeisternde Dichterin. Wir sehen dort weise Frauen auftreten, wie z. B. Sohr, die Tochter Lockmâns, und Hind, die Tochter des Khouß, von welcher letzteren heute noch tiefsinnige Sentenzen weiter leben. Die poetische Gabe war unter den Beduininnen sehr verbreitet; Aïscha noch, die Vielgeliebte, war in seltenem Maße schriftgewandt. Die Frau war dem Manne fast gleichgestellt; das Mädchen

besaß vollkommene Freiheit in der Wahl des Gatten, und der Verführer der Unschuld wurde mit dem Tode bestraft. Alle diese Freiheiten und die daraus sich entwickelnden Tugenden sind dem rücksichtslosen Islam zum Opfer gefallen. Das Weib, wenn auch rechtlich dem Manne gleichgestellt, ist doch in socialer Beziehung zu einer dem Manne unebenbürtigen Harems-Gefangenen herabgesunken, zu einem Spielzeug für die Laune des Gebieters, das fast in das Bereich der Sage gehört. Daß es seit dem Islam keine Dichterinnen mehr giebt, bedarf sonach wohl kaum der Erwähnung, galt es doch vor zwanzig Jahren noch als eine Seltenheit, wenn eine Orientalin lesen und schreiben konnte; heutzutage gestattet man wenigstens dem weiblichen Geschlechte einige kleine Näschereien von der fränkischen Bildung, als da sind: ein bischen Französisch und Englisch parliren, ein wenig Klimpern auf dem Klavier und Aehnliches. Uebrigens möge man aus diesem Fernhalten des Weibes von den Wohlthaten höherer Cultur nicht den Schluß ziehen, als fühle sich die Harems-Bewohnerin im höchsten Grade unglücklich und lechze nach den Freiheiten, mit denen das moderne Christenthum die Frau ausstattet. Was weiß das Vöglein, das in seinem Käfig aufgewachsen,

von Waldesduft und blauem Himmelsglanz; es schmettert trotzdem recht lustig in den Tag hinein. Ob der Orientalin als Lohn für die irdische „Gefangenschaft“ die Berechtigung zuerkannt werden darf, dereinst die Freuden des Paradieses zu genießen, darüber ist viel hin und her gestritten worden, während doch eine Stelle der vierten Sure (Kapitel) des Korans, allerdings aber auch nur diese Eine Stelle, ganz deutlich dem Weibe den Eintritt in die „wasserreichen Gärten“ zusagt. In wie weit aber die mit der Erinnerung an irdischen Makel behaftete Gattin neben den siebzig unvergleichlichen Himmelsfrauen ihres Gebieters zur Geltung kommen soll, dürfte schwer zu bestimmen sein; jedenfalls wird sie sich auf einige Zurücksetzung gefaßt machen müssen. Um diesen geringen Antheil an der ewigen Seligkeit hat sich das Weib hienieden denn auch nur wenig zu bemühen. Man hat ihr das Besuchen der Moscheen zwar nicht principiell verboten, jedoch will es die im Orient allgewaltige Sitte nicht, daß sie diesen Ort betrete, so lange sie sich noch in einem Alter befindet, welches das Vorhandensein eines Restes von körperlichen Reizen voraussetzt. Es könnte der Gläubige ja in seiner Andacht gestört werden! In einigen größeren Moscheen sind für die Frauen dicht-

vergitterte Logen erbaut, von wo aus sie dem Gottesdienste beiwohnen dürfen. Mohamed war hierin nicht so scrupulös. Selbst im Gotteshause wollte er sich nicht der Gegenwart seiner geliebten Aïscha begeben, und während seine Gedanken auf das Himmlische gerichtet waren, pflegten seiner Hände „fünfgezackte Kämme“ in dem wundervoll üppigen Haare Aïscha's zu wühlen. Das Weib wird lange nicht in dem Maße zur Frömmigkeit und zum religiösen Fanatismus großgezogen, wie der Mann. Es darf seine Gebete unter einem viel geringeren Aufwande von rituellen Ceremonieen verrichten, und ihm wird eine Versäumniß nicht so streng als Verbrechen angerechnet, wie dem Manne. Die einzige Moschee, welche auch der jungen Mohamedanerin geöffnet bleibt, ohne daß sie sich hinter einer Loge zu verstecken braucht, ist die heilige Kaaba in Mekka, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Pilgerin in Gesellschaft eines Gatten erscheine. Ich sage ausdrücklich *eines* Gatten, nicht *ihres* Gatten, denn darnach dürften nur verheirathete Frauen dorthin. Es können aber auch Wittwen und geschiedene Frauen die Wallfahrt vollführen; sie haben sich dann nur während des zweimonatlichen Aufenthaltes in Mekka einen Gatten antrauen zu lassen. Die Rückreise der

frommen Pilgerin hebt von selbst jede Verbindlichkeit für beide Theile auf. Den Gatten sucht die Frau weniger, als daß sich ihr derselbe in reichster Auswahl anbietet. Nicht allein gehen viele Pilger derartige temporäre Ehen ein, sondern auch die biederen Mekkaner, ein Völkchen, das in reichlichstem Maße Nutzen aus den, zur Wallfahrtszeit massenhaft herbeiziehenden Gläubigen zu ziehen weiß, befleißigen sich recht des einträglichen Geschäftes, den zeitweiligen Gatten von ein, zwei, drei, vier Frauen zu spielen. Denn die Pilgerin, die ja wohlhabend sein muß, da sie sonst die Wallfahrt nicht unternehmen könnte, muß für ihren Beschützer und Begleiter an die heiligen Orte eine ganz ansehnliche Miethe zahlen, so daß sie mit Gnaden reich beladen, jedoch des irdischen Mammons ledig, nach Hause zurückkehrt. Oft geschieht es auch, daß die beiden Honigmonate sich in eine Ehe für's Leben verfestigen, und in diesem Sinne dürfte das heilige Mekka für hübsche, heirathslustige Wittwen einigermaßen empfehlenswerth sein. In weit weniger naiver Weise wird in Persien das Institut der temporären Ehe gehandhabt. Dort besteht neben der „Nikah" (definitive Ehe) die „Sikiah" (zeitweilige Ehe) fast als gleichberechtigt, das heißt, man heirathet auf die

Dauer von so und so vielen Tagen, Monaten, Jahren nachdem durch gerichtlichen Act die Morgengabe stipulirt ist. —

Betrachten wir nun einmal das Verhältniß zwischen Mann und Frau, wie es sich unter regelrechten Verhältnissen zu gestalten pflegt, wobei ich meine gütigen Leserinnen bitten muß, sich möglichst von der landläufigen Vorstellung frei zu halten, als sei ein türkischer Ehemann und Haremsbesitzer stets alt, graubärtig, unförmlich, griesgrämig und launisch. Es giebt ja auch junge, hübsche, liebenswürdige Türken. Also nehmen wir ein Pärchen, das in Bezug auf Jugend, körperliche und geistige Vorzüge vollkommen harmonisiren dürfte. Da die Beiden sich vor der Hochzeit nicht gekannt, so kann das Axiom „die Ehe ist der Liebe Grab“ hier nicht zur Anwendung kommen. Nachdem der Rausch der Flitterwochen verflogen, wird sich in dem Gatten der Gebieter und Ernährer geltend machen, während die Gattin sich klugerweise unterzuordnen wissen wird. Von einer Verschmelzung kann somit nicht die Rede sein; die Frau ist mit dem zufrieden, was der Mann mit ihr zu theilen für gut findet; sie bietet ihm, was er von ihrem Gehorsam erwartet. Man hütet sich, Ansprüche aneinander zu stellen, die nicht rea-

lisirt werden können, und kommt, da jeder Theil sich seiner Stellung bewußt ist, ziemlich ohne Conflict mit einander aus. Da das Ehepaar als solches in keiner Weise nach Außen zu repräsentiren hat, so fällt dadurch ein Motiv fort, das sehr oft für die abendländische Ehe zur Klippe wird. Die strenge Absonderung der beiderseitigen Wohnungen bringt es zudem mit sich, daß allzu große Vertraulichkeit, der Feind jedes Freundschafts- und Ehebündnisses, vermieden wird. Man merke noch, daß dem orientalischen Wesen die Gemüthsseiten abgehen, und daß mithin von schwärmerischer gegenseitiger Verehrung und Herzlichkeit nur in seltenen Fällen die Rede sein kann.

Was dem orientalischen Ehemanne lobend nachgesagt werden muß, das ist sein stets schonendes und maßvolles Benehmen der Gattin gegenüber. Er wird sich nie zu harten Worten oder gar Thätlichkeiten verleiten lassen, wie solches in den niederen Ständen sehr civilisirter Länder nicht zur Seltenheit gehört. Wie könnte er ein Wesen mißhandeln, das sich unter seinen Schutz gestellt hat und auf seine Güte und Nachsicht angewiesen ist? „Wenn Ihr Eure Frauen hasset, so kann es leicht sein, daß Ihr gerade Etwas hasset, worin Gott Euch vielleicht

großes Glück bereitet hat," sagt der Koran. Abgesehen von dem Billigkeitsgefühl, das der Türke der schwächeren Gefährtin gegenüber hegen zu müssen glaubt, würde ihn auch die Macht des „Aib", des Leumundes, zu einer möglichst schonenden Behandlung zwingen.

Auf den ausschließlichen Besitz ihres Gatten hat die Frau dagegen keinen Anspruch. Sie muß jede Regung der Eifersucht unterdrücken, wenn es dem Gebieter einfällt, plötzlich das zweitheilige Verhältniß in ein vieltheiliges umzuwandeln, denn er steht auf dem Boden des Gesetzes. Sie kann wohl beim Kadi (Richter) auf Scheidung antragen; in diesem Falle büßt sie aber als der klagende Theil die Aussteuer ein; und sollte sie dann kein Vermögen oder keine Verwandten besitzen, so befindet sie sich in keiner beneidenswerthen Lage, ausgestoßen aus dem Heim, in welchem sie Schutz gefunden, und im vorgerückteren Alter ohne Hoffnung, sich wieder zu verheirathen. So erträgt sie lieber die Qualen der Eifersucht und duldet die Nebenfrau, was um so bitterer ist, als diese meist jünger sein dürfte und somit mehr Aussicht auf die Liebe des Gatten hat. Es ist dem letzteren zwar jede Bevorzugung der einen vor der anderen Frau verboten, doch giebt der Koran zu:

„Es kann nicht sein, daß Ihr alle Eure Weiber gleich liebet, wenn Ihr es auch wolltet; nur wendet Euch nicht von einer Frau mit sichtbarer Abneigung ab, laßt sie hierüber lieber in Ungewißheit!“

Uebrigens ist, wie schon öfter bemerkt wurde, die Polygamie nicht entfernt in dem Maße verbreitet, als sich die hierin sehr weitgehende abendländische Phantasie herkömmlicher Weise einbildet. Statistisch ist festgestellt, daß von tausend Ehemännern nur dreißig von der Erlaubniß Gebrauch machen, zwei Frauen zu unterhalten, und daß von diesen dreißig nur ein Drittel einen Harem von mehr als zwei Frauen besitzt. Das war früher wohl anders; heutzutage verbietet die finanzielle Lage den Luxus eines Harems von mehreren Frauen. Denn jede der Gattinnen beansprucht nach dem Gesetz eine eigene Wohnung und besonderen Haushalt. Jeder Haushalt erfordert wieder eine Bedienung von mindestens fünf Sclavinnen, welche fast ebenso elegant gekleidet werden müssen, als die Besitzerin des Haushaltes selbst; diese Sclavinnen müssen nach einer gewissen Zeit verheirathet und mit anständiger Aussteuer versehen werden; dadurch wird der Ankauf neuer Sclavinnen nothwendig. Außerdem beansprucht die größere Anzahl der Kinder nicht uner-

hebliche Mehrkosten, da auch sie in einem gewissen Alter ihre Sclavinnen zugetheilt erhalten, u. s. w.

Also das Billigere ist, nur Ein Weib zu nehmen und — erschrecken Sie nicht, meine Damen — mit diesem zu wechseln! Auch hierin steht der Mann auf dem Rechtsboden. Er kann aus den verschiedensten Gründen, z. B. aus dem sehr wohlfeilen, daß ihm das zum ersten Mal nach der Hochzeit entschleierte Weib nicht gefallen hat, oder aus dem schon etwas triftigeren, daß sie keine Aussicht giebt, ihm einen Erben zu schenken, die Scheidung über sie verhängen. Er hat nur das „Mutakalla!" (d. h. Du bist verstoßen!) auszusprechen oder statt dieser Formel einfach zu sagen: „Bedecke Dich mit Deinem Schleier!" oder „Suche Dir einen andern Mann!" (bei den Beduinen: „Du warst mein Pantoffel, ich werfe Dich fort wie meinen Pantoffel!"), so ist die Scheidung vollzogen, selbst auch in dem Falle, daß dies in trunkenem Zustand geschehen sein sollte. Die Verstoßene bleibt nun drei Monate lang noch im Hause des Mannes bei vollem Unterhalte. Läßt sich der Mann während dieser Zeit zu irgend einer Liebkosung, ja nur einem zärtlichen Wink verleiten, so ist dadurch die Ehe wieder hergestellt. Er hat dann nur zu sagen: „Ich kehre wieder zu Dir

zurück!“ Findet jedoch keine Annäherung statt, so ist nach Verlauf der Frist die Ehe gelöst. Die Verstoßene muß nunmehr eine Frist von drei Monaten, die „Eddah“, bis zu ihrer Wiederverheirathung verstreichen lassen, und kann sie während dieser Zeit einen allerdings auf ein Minimum beschränkten Unterhalt seitens ihres früheren Mannes beanspruchen. Der Letztere kann sie auch sofort wieder heirathen, muß ihr aber dann eine neue Mitgift verabfolgen.

Sollte sich nun, nach abermaliger Verstoßung, die Laune in dem Ehe-Tyrannen regen, sich noch ein drittes Mal mit demselben Weibe zu verbinden, so kann das nur geschehen, wenn diese unterdessen einen anderen Gatten geheirathet hatte nnd von demselben auch wieder verstoßen worden ist. Da das Zusammentreffen der beiden Umstände jedoch zu den Seltenheiten gehören dürfte, so weiß man sich zu helfen. Der vorige Ehegatte sagt zu irgend einer ihm bekannten Persönlichkeit: „Ich möchte meine ehemalige Frau wieder heirathen, thue mir den Gefallen und heirathe Du sie, verstoße sie aber sofort wieder — Gott ist ja barmherzig!“ Der Betreffende nimmt keinen Anstand, für Geld und gute Worte den „Mustahüll“, d. h. Mittels-

mann zu spielen, der sich natürlich zumeist auf den Strohmann reducirt.

Wie finden sich nun die Frauen untereinander ab? — Als natürlich und entschuldbar wird sich wohl bei jeder Einzelnen der Wunsch geltend machen, die Rivalität der Nebenfrauen auf das unschädlichste Maß zu beschränken und in der Gunst des Gebieters die erste Stelle zu behalten oder zu erringen. Daher Intrigue im Kampfe mit der Intrigue, Verleumdungen und Anklagen, Lamentationen, Thränen — die Türkin weint nach Kindermanier sehr leicht — und sonstige Gewaltmittel, kurz ein verwickeltes Schachspiel der Eifer- und Herrschsucht. Es ist also kaum möglich, daß vier Gattinnen sich gütlich in den „Besitz“ eines Gatten theilen werden. Schließlich entscheidet ein Gewaltspruch des Letzteren, und die Besiegten ziehen sich schmollend zurück; vielleicht kommen einmal wieder bessere Zeiten, denn die Liebe ist ja veränderlich. Aeußerlich wird einfach der modus vivendi dadurch gefunden, daß dem Gatten durch das Gesetz jede zärtliche Parteilichkeit verboten ist: so entscheidet z. B. das Loos, nicht die Laune, welche von den Gattinnen mit auf Reisen gehen soll, wenn nicht der ganze Harem mitgenommen wird.

An einem Beispiele dürfte das Verhältniß der Frauen untereinander am klarsten werden. Da ist die „Bujuk Hanum“, die erste und älteste Frau. Sie ist eine Freigeborene und überragt in Bezug auf Bildung vielleicht das Mittel-Niveau. Sie hat ihrem Manne zwei kräftige Knaben geboren — das ist ein größers Verdienst, als wenn sie ihm ein Dutzend Mädchen geschenkt — sie hat das volle Vertrauen ihres Mannes. Da sie aber schon bedenklich in die Zwanziger hinein gealtert ist, so beginnt die Zärtlichkeit des Letzteren etwas kühler zu werden. Eines Tages findet er es für gut, sich aus der Reihe der Sclavinnen eine zweite Frau, eine Georgierin, blendend schön und in frischester Jugend, zu wählen. Es bleibt der ersten Frau nichts übrig als sich zu fügen; sie ist aber so geschickt, sich ihre Autorität als erste Frau und als Mutter zweier Erstgebornen nicht schmälern zu lassen. Da die zweite Frau, die „Kutschuk Hanum“, mit dem Spitznamen „Durrah“ (Papagei) genannt, nur einer Tochter das Leben geschenkt, so ist dadurch schon ihre Unterordnung vorgezeichnet. Zu diesen Beiden gesellen sich noch zwei weitere Frauen: eine Freigeborene und eine schlanke Nubierin. Erstere bleibt kinderlos; letztere ist eine Sclavin gewesen und hat

vor Allem schwarze Hautfarbe — Beide haben also wenig Aussicht, aus dem Wettstreit um den Vorrang im Harem als bleibende Siegerin hervorzugehen, wenn sie auch vorübergehend die Gunst des Haus=herrn in Beschlag genommen. So wird, nicht alleiu dem Herkommen gemäß formell, sondern auch dem wirklichen Einflusse nach die Bujuk Hanum die Autorität behalten; vermöge ihres Alters, sie könnte die Mutter der anderen sein, ihrer Bildung, ihrer Fähigkeit, sich der Situation anzuschmiegen, ist sie wirklich die erste, die Großfrau und Repräsentantin des Harems.

Zuweilen verdichtet sich der Verkehr zu einer entente cordiale, besonders dann, wenn gemeinsam gegen den Gatten vorgegangen werden, d. h. wenn dieser oder jener Zweck erreicht werden soll, wie eine gemeinsame Vergnügungsfahrt, die Anschaffung einer neuen Kutsche, der Kauf eines neuen Land=hauses; dann ist allgemeine Revolution im Harem, in der alle Sclavinnen und Kinder ihre Rolle spielen. Vor dem kriegerischen Klippklapp der harthackigen Pantoffeln ist er, der Herr und Gebieter, dann sehr oft genöthigt, den Rückzug anzutreten und mit einem mürrischen: „Viel Frauen, viel Kosten, viel Aerger!“ das Geforderte zu gewähren.

Siebentes Kapitel.

Kinder und Kinder-Erziehung.

„Zu den Füßen einer Mutter liegt das Paradies!“ so hat der Seher von Mekka ausgerufen, als er seinen Anhängern die Ehrfurcht vor dem Weibe, welchem das Mutterglück beschieden, an's Herz legte. „Der Kuß der Kindes- und Mutterliebe ist so süß und herrlich, wie ein Kuß an der Pforte des Paradieses ausgetauscht,“ sagte er zu der kindergesegneten Kadischa (Chadidja). Das Haupt der Mutter hat der Islam mit einer strahlenden Aureole umgeben, welche so manche Ungerechtigkeit, die er dem Namen „Weib“ angeheftet, versöhnender Weise zu erhellen vermöchte. Eine Frau, die in Hoffnung lebt, ist heilig und unverletzbar, Engel sind ihr zur Hut gestellt, und dadurch, daß sie einem Kinde das Leben geschenkt, sind ihr alle Sünden erlassen.

Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie erst die Mutterwürde einer Frau die Macht giebt, sich eine Stellung im Harem zu erwerben und dieselbe zu behaupten. Keine Körperschönheit, kein Reiz des Gemüthes, keine Gabe des Verstandes vermag das Verdienst zu ersetzen, das lebend und zappelnd sich in der Mutter Armen verkörpert. Aehnlich wie ein Hagestolz eigentlich nur geduldet wird in den Reihen der Gläubigen, so verfolgt, wenn nicht der ausgesprochene, so doch der stumme Vorwurf das kinderlose Weib. Kinderlosigkeit ist ja ein Grund zur Scheidung, und die Sclavin, welche ihrem Herrn einen Sprößling schenkt, hat sich die Freiheit verdient. Sie erlangt dadurch das Anrecht auf die vollwichtige Achtung der legitimen Frauen; diese müssen ihr, als ein Zeichen der Huldigung, acht Tage nach der Niederkunft einen feierlichen Gesammtbesuch abstatten, welcher stets ein festliches Gepräge erhält.

Wie ferner bereits erwähnt, ist es verdienstlicher, einen Knaben geboren zu haben, als ein Mädchen. „Die bessere Frau ist die, welche einen Knaben am Busen trägt, einen anderen an der Hand führt und von einem dritten Knaben gefolgt wird," sagt ein arabischer Spruch. „Die schlechtere aber

ist jene, welche beim Gehen viel Staub aufwirbelt, sich auf eine Tochter stützt und nur Töchter gebiert.“ Im heidnischen Arabien bestand sogar zu Zeiten die barbarische Sitte, neugeborene Mädchen in der Wüste auszusetzen, wenn man sie nicht ernähren konnte. Ein gewisser Saçoah eiferte zuerst gegen dieses Unwesen; er opferte sein Vermögen, indem er die dem Tode geweihten Mädchen aufkaufte und für jedes derselben ein Kameel gab. Heute noch wird der Wüsten-Araber nicht beglückwünscht, wenn ihm ein Mädchen geboren ist, wohl aber, wenn er Vater eines Knaben geworden. Aehnlich wie seiner Zeit mit der „Frau Rath“, der Mutter Goethe's, Cultus getrieben wurde, so wurden im alten Arabien die Mütter der Helden, Weisen und Dichter hoch gepriesen; sie erhielten den Ehrentitel „Glückliche Mütter“.

Man sagt, die Orientalinnen seien die zärtlichsten Mütter der Welt; sie, die der äußeren Welt und dem Ernst des vielgestaltigen Lebens gegenüber fast stets ein Kinderlächeln bewahren, geben sich der Mutterfreude mit einer fast an's Kindische streifenden Naivität hin. Das ist ein Hätscheln und Streicheln, ein Zärteln, Küssen und Lachen ohne Ende, oft ein Spielen wie mit einer Puppe. Das „Kiß-kiß“ (besonderes Wort für das Lachen der Frauen) er-

schallt nirgends lauter und herzlicher als dort, wo Kinder und Kinderspiele zu Scherz und Possen Anlaß geben. Und doch wollen die türkischen Kinder trotz aller zärtlichen Sorgfalt nicht recht gedeihen. Die Sterblichkeit derselben ist schreckenerregend, sie übersteigt das Doppelte der in anderen Ländern beobachteten Zahl. Den Grund dazu mag die unrationelle Ernährungsweise und mangelhafte diätetische Behandlung abgeben, welches dem zarten Kinde zumuthet, was nur ein ausgewachsener Körper vertragen kann. Besonders im großherrlichen Harem, wo doch die Mütter aus den schönsten und gesündesten kaukasischen Frauen recrutiren, und wo die Mittel zu jeglicher Sorgfalt nicht fehlen dürften, grassirt der Kindertod in so auffallender Weise, daß man fast versucht sein möchte anzunehmen, der „Prinzenmord" sei noch nicht abgeschafft.

Das religiöse Gesetz schreibt den moslemitischen Müttern das Stillen der Kinder als eine Pflicht vor, welcher sich weder die seidenrauschende Favoritin des kaiserlichen Harems, noch die kattunbedeckte Frau des Lastträgers entziehen darf, uud man hält es selbst für ein großes Unglück, wenn man dieser Pflicht nicht genügen darf. Das Stillen soll nach dem Gesetz zwei volle Jahre dauern. Das neuge-

borene Kind wird mit Salz gerieben (!) und erfreut sich erst nach dreißig Tagen der Wohlthat eines Bades. Es wird mit Schröpfköpfen und Aderlässen an Händen, Füßen und dem Rückgrat tractirt, „um das böse Blut abzulassen“ — ein jedenfalls wohl zu energisches Verfahren, dem auch ein guter Procentsatz obiger Sterblichkeit seine Ursache verdankt. Fester und hermetischer wird wohl nirgends ein Baby eingewickelt. Ellenlange Bandagen pressen die zarten Glieder zu einer unförmlichen, mumienartigen Masse zusammen, der man kaum das lebende Wesen ansehen würde, wenn nicht die gellenden Schreie der südländischen, kräftigen Lunge hiervon Zeugniß ablegten. Nachdem die Fesseln endlich gelöst sind, dürfen sich die kleinen Glieder in der vollsten Freiheit ergehen; man läßt die Kinder krabbeln, klettern und purzeln, wohin sie wollen. Bei den Beduinen und der Landbevölkerung erhält der Sprößling seinen Platz auf dem Rücken der Mutter, wo er aus einem sackartig zugelegten Tuche recht neugierig mit den großen, schwarzen Augen in das bunte Treiben der Welt hineinschaut.

Die türkischen Kinder sind meist sehr schön, und sie fallen dem Fremden durch ihr zierliches, schmiegsames Wesen auf. Selten findet man Miß-

gestaltete; nur die Beinchen könnten durchgängig etwas gerader sein. Man kleidet sie sehr geschmackvoll, nicht in allerhand affenartige Phantasie-Costüme, wie sie auf den Promenaden der westlichen Residenzen zur Schau gestellt werden, sondern in die nationale Tracht, welche sich so en miniature äußerst malerisch ausnimmt. Vielleicht werden sie zu viel mit Perlen und Edelsteinen behangen — die zahlreichen Amulette gegen den bösen Blick und allerlei Krankheiten mögen zu entschuldigen sein: hilft es nichts, so schadet es doch nichts!

Womit die kleinen Türken und Türkinnen spielen? Mit nichts Anderem, wie andere Kinder in der Welt, nur daß die türkischen Puppen und Spielzeuge auffällig primitivere Formen zeigen. Dieselben sind gleichsam in der Cultur zurückgeblieben und wollen nichts von der aus dem Westen eindringenden Reform wissen. Heute noch, wie vor vielen hundert Jahren, besteht die schönste Puppe aus nichts Anderem, als einem aus bunten Flicken zusammengesetzen, formlosen Bündel, das statt der Glasaugen Perlmutterknöpfe auf dem rosakattunenen Gesichte hat, das weder schreien, noch Papa und Mama sagen kann, dafür aber auch billiger ist und sich die schonungsloseste Behandlung gefallen läßt.

Diese Dromedare aus Lappen, diese harten, hölzernen Störche, die in effectvoller Weise das Klappern ausführen, diese Fischchen aus Thon, welche auf Eisendrähten hin- und herbewegt werden, wodurch das Schwimmen im Wasser angedeutet werden soll, entsprechen durchaus nicht dem feinentwickelten Kunstsinn, wie er sich in orientalischer Tapisserie-, Töpfer- und Metall-Arbeit kundzugeben pflegt. Wie die meisten Gewerbe in den orientalischen Städten, so hat auch in Konstantinopel die Zunft der Spielzeugverfertiger, poetisch „Kinderherzen-Beseliger", ihr eigenes Viertel, das unter den stillen Cypressen der Vorstadt Ejub verborgen liegt, dieselben haben auch von ihrem harmlosen Handwerk ein naiv-kindliches Wesen angenommen, das die klügeren Stambuler mit Einfalt zu benennen lieben.

Die eigentliche Kindheit dauert nur kurze Zeit; mit fünf Jahren pflegt sich bei den Kleinen bereits jene Altklugheit einzustellen, die im Westen, wenn sie sich überhaupt bemerkbar macht, erst mit dem zehnten, zwölften Jahre hervortritt. Selbst in den Mienen drückt sich in diesem frühen Alter schon ein gewisser Ernst aus. Diese frühe Reife der Psyche, gleichsam ein Reflex der zeitigen Körperblüthe, wird besonders dadurch gefördert, daß die Kinder in steter

Berührung mit Erwachsenen bleiben, wo sie Gelegenheit haben, in Wort und Handlung mehr zu erfahren, als anderwärts jugendlichen Augen und Ohren zu bieten für gut befunden würde. Es wird nie Rücksicht auf die Gegenwart der Kinder genommen; die Mutter, die Kinderwärterin, die Sclavinnen, die Eunuchen und Diener fühlen sich durchaus nicht veranlaßt, ihre Rede zu verblümen oder zu umschreiben, oder irgend Etwas bei einem anderen Namen zu nennen, als bei dem richtigen. Selbst der Unterricht in der Schule wirkt in diesem Sinne. Hauptsächlich besteht derselbe ja in der Lectüre des Korans, der nicht etwa auszugsweise gelesen — das wäre ein Verbrechen — sondern vom Ende bis zum Anfang (man liest nicht vom ersten zum letzten Blatte, sondern umgekehrt) mit allen seinen Sittengesetzen buntester Färbung von den Kleinen buchstabirt wird. Ferner hat die türkische Kinder-Erziehung die Tendenz, hauptsächlich den Verstands-Apparat zu nähren und zu kräftigen, den Gemüthssaiten mag das Leben die Töne entlocken, wenn solche zu entlocken sind. Hier fehlen alle jene Dämmerungen der Märchenwelt, mit denen die Kindheit der Europäer geheimnißvoll-poetisch umwebt wird. Die fröhliche, selige Weihnachtszeit mit dem glitzernden Ker-

zenbaume, die Geburtstage mit ihren Erwartungen, Knecht Ruprechts geheimnißvoller Besuch, Ostereier-Suchen und Johannisfeste, das Alles giebt es nicht — selbst der Storch hat seinen Schnabel nur allein zum allerprosaischsten Gebrauche des Klapperns und Frösche-spießens. Die Religion wächst nicht verklärend in die jungen Seelen hinein. Der Mund lernt so lange das „Allah ist groß!“ nachplappern und auf den Ungläubigen schimpfen, bis der Glaube an Gott und seinen Propheten festsitzt und der Fanatismus in den jungen Köpfen üppig auszuschlagen beginnt.

Im Allgemeinen liegt die Erziehung bis zum zehnten Jahre in der Mutter Hand. Knaben wie Mädchen gehören dem Harem an, wo sie in den besseren Familien besonderen Wärterinnen (Hodscha, Dada) anvertraut werden. Der Vater hat wenig mit ihnen zu thun, pflegt er ja doch nur besuchs-weise im Harem zu verkehren. Erscheint er aber einmal, so wirkt er mehr wie ein Popanz, vor dem man sich versteckt, und der nur dann einige Zutrau-lichkeit zu erwecken vermag, wenn seinen Taschen geheimnißvolle Zuckerdüten entragen. Mit dem oben angeführten Zeitpunkte tritt der Knabe in den Se-lamlik über, wo ein „Lala“ (Erzieher) die wenigen

im Harem erworbenen Kenntniſſe weiter zu entwickeln beſtrebt iſt.

Wie wir ſpäter ſehen werden, gehört nicht viel dazu, um den Kopf des jungen Efendi auszuſtaffiren, und ſo iſt er mit zwölf Jahren, vorausgeſetzt, daß er ſich die nöthige ſchöne Handſchrift — eine Hauptſache! — angeeignet, ſo weit vorgeſchritten, um in die Fußtapfen des Vaters zu treten. In der Türkei gehört bekanntlich Jeder, der Etwas ſein will und Anſpruch auf irgend welche Bedeutung macht, der Beamten- oder Militär-Klaſſe an, welche beide ja wieder ineinanderfließen. So beginnt unſer hoffnungsvoller Sprößling denn ſeine Carrière dort, wo ſie ſein Vater ſchon begonnen, auf einem Bureau der Hohen Pforte, wo er es vermöge ſeiner Connexionen und, in zweiter Linie, vermöge ſeiner Geſchicklichkeit bald ſehr weit bringen kann. Daß der junge Fant von der Wichtigkeit ſeiner Perſon auf's Tiefſte überzeugt iſt, braucht kaum erwähnt zu werden; er weiß Alles eben ſo gut, wie andere Leute, er redet klug und ſchweigt mit Wichtigkeit; ſeht dort den jungen Paſcha-Sohn, mit welcher Gravität er die ihn ſalutirende Wache grüßt; — dünkt er er ſich nicht ſelbſt ſchon ein Paſcha?

Auf körperliche Ausbildung wird ſehr wenig

gegeben. Schwimmen, Turnen, Fechten und dergleichen körperstählende Mittel gehören nach türkischen Begriffen in's Bereich der Rohheit. Einzig und allein wird das Reiten und dieses sehr früh geübt.

Und nun die junge Hanum? — Wir haben schon bei verschiedenen Gelegenheiten das Entpuppen dieses Schmetterlings beobachtet. Sie beginnt den Geschmack anzulegen und die erste verstohlene Cigarrette in die naturfarbenen, noch nicht gefärbten Lippen zu stecken. Sie beginnt sich à la franca die Taille zu schnüren und ist fleißig bei „j'aime, tu aimes, il aime", was sollte sie sonst noch lernen, das sie nicht längst schon wüßte? —

Es sei hier zum Schluß nochmals die große Ehrfurcht vor dem Alter hervorgehoben, ein schöner Charakterzug des Islamiten. In erster Reihe wird den Eltern und speziell dem Vater eine Achtung gezollt, die an patriarchalische Zeiten erinnert und heutzutage in keinem anderen Cultur-Gebiete ihres Gleichen haben dürfte. Nie wird ein Sohn oder eine Tochter es wagen, sich in Gegenwart des Vaters zu setzen, denselben anzusehen und anzusprechen, wenn man nicht gefragt ist. Gar zu rauchen wäre eine Respectswidrigkeit ohne Gleichen. Bei den Arabern

soll ein Kind nicht einmal von der Speise genießen, welche die Mutter auch nur angeblickt. Aehnlich wie die Eltern, wird das graue Alter des Verwandten oder Fremden geehrt, Jüngere haben in dessen Gesellschaft zu schweigen und sich der Autorität zu fügen. Selbst der Sclave oder Diener verschwindet hinter dem Alter, und man achtet seine weißen Haare; — in dieser Beziehung sind alle Türken „wohlerzogen."

Achtes Kapitel.

Die Sclaverei.

Wie so Manches im Osmanen-Reiche auf dem Papiere steht, was in Wirklichkeit nicht existirt, so ist dort auch seit Jahren die Sclaverei abgeschafft; in Wirklichkeit aber wird dieselbe, wenn auch in versteckter Weise, ruhig weiter betrieben, und die „Hedaja", der Sclaven-Codex, besteht zu Recht heute, wie vor fünfhundert Jahren. Die Sclaverei selbst kann auch nicht so ohne Weiteres durch einen Federstrich beseitigt werden, ohne daß der Islam mit seinen beiden tiefgreifenden Institutionen, der Harems-Clausur und dem Schleierzwang, auf den Kopf gestellt würde. Ehe diese beiden Verkehrsschranken zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte nicht gefallen, kann von einer wirklichen Unterdrückung der Sclaverei nicht die Rede sein, nach folgendem Raisonnement: Das

Religionsgesetz sowohl, wie die festwurzelnden Gebräuche der Tradition verbieten uns, selbst hinter den Muscharabieh's der Harems eine andere Moslemitin, als Mutter, Tante und Schwester, unverschleiert zu sehen. Von Freien können wir uns nicht bedienen lassen, mithin müssen wir dem Schleiergesetz nicht unterworfene Sclavinnen halten, oder gänzlich auf Bedienung verzichten und die Arbeit durch Mutter, Tante und Schwester verrichten lassen, was wohl billiger Weise nicht zu verlangen wäre.

In diesem Raisonnement mag eine Art Entschuldigungsgrund für die Sclaverei liegen, welcher dem Moslemismus von privilegirten Türkenhassern nie zu Gute gehalten wird. Wer die Strenge des Gesetzes kennt, wird einsehen, daß es einem Gläubigen fast zur Unmöglichkeit gemacht wird, sich von einer freien Moslemitin bedienen zu lassen. Allerdings ist den Türken gestattet, christliche Frauen zu miethen; aber erstens würde der Bedarf lange nicht ausreichen, denn der Türke ist auch heute noch an einen reichhaltigen Diener-Apparat gewöhnt, und zweitens wäre der Widerwille gegen alles Ungläubige, der dem Gläubigen zur Pflicht gemacht wird, ein starkes Hinderniß. Dieser Widerwille mag nicht

ganz ungerechtfertigt insofern sein, als die Chri=stinnen, welche in Galata, Pera, St. Dimitri und den Dörfern am Bosporus der dienenden Klasse angehören, nichts weniger als Muster der Moralität, Redlichkeit und Treue abgeben dürften.

Ein fernerer, wenn nicht Entschuldigungs=, so doch Milderungsgrund für das Aufrechterhalten der Sclaverei mag in der milden Form gefunden werden, mit welcher letztere gehandhabt wird. In Europa hat das Wort „Sclaverei“ einen sehr nach Ketten klirrenden, nach Peitschenhieben schallenden Klang, der in der Wirklichkeit jedoch bei den Osmanen nicht sein Echo findet. Die Sclaven sind im Ganzen glücklicher situirt und erfreuen sich einer besseren Behandlung, als selbst die freien Diener in der Türkei. Sie werden, was Unterhalt, Nahrung und Kleidung anbelangt, besser behandelt, als die Mehr=heit der Dienstboten in Europa. Der patriarcha=lische Sinn des Türken rechnet sie zur Familie, und als Schutzbefohlene seines Hauses sind sie vor Bru=talitäten sicher gestellt. Andererseits sind sie sein, oft sehr kostbares Eigenthum, und wer möchte wohl sein Eigenthum durch schlechte Behandlung verderben! Jedenfalls hat die Behandlung der Sclaven in der Türkei viel weniger das sittliche Gefühl Verletzendes,

als in Amerika, dem Lande der Freiheit, und in den Colonien allerchriſtlichſter Staaten.

Zudem trägt der Sclavenſtand durchaus nicht den Stempel des Entehrenden und Erniedrigenden in einem Lande, wo Standesunterſchiede und Standesvorurtheile ſo gut wie gar nicht vorkommen. Es giebt hier keine Familien-Privilegien, keine erblichen Titel, keinen Adel. Das Amt allein, das der Einzelne jeweilig beſitzt, verleiht Rang, Namen und geſellſchaftliche Stellung — bekanntlich kennt der Türke keinen Familiennamen, nur Vornamen — und zwiſchen dem Sohne eines Würdenträgers der Hohen Pforte und dem eines Handwerkers läßt ſich kein greifbarer Geburtsunterſchied ſtatuiren. Nur die Nachkommen des Propheten halten ſich für erhaben über der Menge der gewöhnlichen Sterblichen, von denen ſie auch mit einem gewiſſen Nimbus der Heiligkeit und Unantaſtbarkeit beliehen werden. Der Sultan hat nur Sclavinnen zu Frauen, und er iſt ſelbſt der Sohn einer circaſſiſchen Sclavin. Das häßliche Wort „Mesalliance“ kennt man nicht, und nach dem Vorbilde des Großherrn wird es keiner ſeiner höchſten Beamten verſchmähen, eine Sclavin zu heirathen. Illegitimität eines Kindes giebt es nicht, das Kind einer Sclavin hat, wie das Kind

einer Freien, Recht auf Erbfolge. — Es ist bekannt, daß die Sclaverei sehr oft den Weg zu den höchsten Ehrenstellen gebahnt hat. So war der Kapudan Pascha, der Gemahl der Esme Sultane, Schwester Mahmud's II., ein cirkassischer Sclave, ebenso der ehrwürdige Khosrew Pascha, welcher fünfzig Jahre lang die höchsten Würden bekleidete; Suleiman Pascha, einst General der Cavallerie, war ein Negersclave. In manchen Fällen möchte der Sclavenstand sogar dem der freien Diener vorzuziehen sein, denn der begünstigte Sclave hat allein Gelegenheit, sich zu Rang und Würden emporzuschwingen oder zu Reichthum zu gelangen, nicht so der niedrig gestellte gemeine Mann ohne Connexionen. Dem Letzteren mag deshalb manchmal ein weißer Sclave, denn dieser ist der Geachtetere, als ein Gegenstand des Neides erscheinen.

Als Resultat des oben Gesagten ergiebt sich somit, daß die türkische Sclaverei lange nicht in dem hohen Maße das Verdammungsurtheil der Humanitäts-Apostel verdient, daß Gesetze und Gebräuche das Loos eines Sclaven zu einem fast erträglichen machen, umsomehr, da einem jeden Besitzer die Freilassung seines Sclaven nach Verlauf von einer bestimmten Anzahl von Jahren zur Pflicht gemacht wird.

Der Sclavenhandel selbst und die Grausamkeit und die menschenentwürdigende Weise, mit der dieses Geschäft theilweise betrieben wird, soll hier ohne Rücksicht verdammt werden. Was die seltneren und kostbareren weißen Sclaven uud Sclavinnen anbelangt, so geschieht deren Verkauf meist auf Betreiben der Eltern selbst, wie wir sehen werden; die schwarzen aus dem Innern Afrikas stammenden werden dagegen von den Sclavenhändlern als Jagdbeute betrachtet und, wenn es hoch kommt, als Waare meist von Arabern angekauft. Im Sudan und in Baghirmi sind es hauptsächlich die Kinder der Kriegsgefangenen, welche von dem siegenden Stamme für Kaffee, Pulver, Tuchlappen und Glasperlen veräußert werden. Die armen Wesen werden in Schaaren zusammengetrieben und müssen in glühender Sonnenhitze den Weg durch Wüstengebiet nach den Küstenstädten des Mittelmeeres zurücklegen, wobei sechzig Procent den Strapazen zum Opfer fallen. Selbst in Kairo, Tunis und Tripolis angelangt, haben die Uebrigbleibenden die noch klimatische Probe zu bestehen, denn diesen Kindern der tropischen Sonne gereicht selbst das mehr als gemäßigte Klima der genannten Orte zum Verderben, und viele siechen gar bald an der Lungenschwindsucht dahin. Von

hier aus wird die Menschenwaare nach Konstantinopel, Kleinasien und Persien ausgeführt, wo sie in den Sclaven-Bazars bald ihre Käufer findet und dem Händler, trotz des Verlustes auf dem Transport, einen ansehnlichen Gewinn abwirft. Betreten wir einmal einen jener Bazare, welche jetzt sich nur noch in Privatbesitz befinden und besonders vor dem Auge des Giaurs geheim gehalten werden, da sie officiell verboten sind.

In einem versteckten Hofe mittlerer Größe finden wir unter den Colonnaden Käufer und Verkäufer bei friedlichem Mocca sitzen. Von der lebenden Waare selbst ist nichts sichtbar, dieselbe befindet sich in kleinen, elenden, dumpfigen Zellen, welche sich auf einen gedeckten Gang öffnen, so daß das eigentliche Geschäft des Kaufes so versteckt als möglich abgemacht werden kann. Die Sclavinnen sind natürlich von den Sclaven getrennt, ebenso die Weißen (Beiaz) von den Schwarzen (Arab); weiße Sclavinnen werden hier selten ausgeboten, auch sind die hier Ausgestellten meist von geringem Werthe; es sind junge Ankömmlinge ohne Erziehung und Dressur, nicht ausnehmend durch Körperschönheit empfohlen. Man kauft hier höchstens den Bedarf für die niedere Hausarbeit.

Zu einer bestimmten Stunde ladet ein „Dellal“ (Mäkler) zum Geschäfte ein. Man begiebt sich in den Gang, in welchem sich die Sclavinnen auf Bänken niedergelassen haben, und wie bei einer Auction wird eine Nummer nach der andern feilgeboten, wobei es jedem Kauflustigen zusteht, die einzelnen Nummern einer genaueren Prüfung zu unterziehen, sich durch Besichtigung der Zunge von dem Gesundheitszustand, durch Betasten der Muskeln von den Körperkräften zu überzeugen. Es sind meist junge Wesen von zehn bis fünfzehn Jahren, nothdürftig in grobe Naturkleidung gehüllt. Schwarze Sclavinnen, welche schon früher verkauft gewesen und seitens des Besitzers hier in Commission gegeben sind, werden gesondert zum Kauf gestellt, und da sie bereits mit häuslichen Arbeiten vertraut sind, theurer bezahlt. Dagegen sinken weiße Sclavinnen um fünfundzwanzig Procent im Preise, wenn sie wieder verkauft werden, da sich Niemand von einer weißen Sclavin trennt, wenn er nicht besondere Gründe dazu hat. Der Durchschnittspreis für einen kräftigen, neuen Sclaven beträgt eintausendfünfhundert Piaster (zu fünfzehn Reichspfennig), für einen weiblichen, geschickten Sclaven, welcher bereits in Dienst gewesen, durchschnittlich zweitausendfünf-

hundert bis dreitausend, niemals über fünftausend Piaster. Die Schwarzen, welche über Aegypten aus dem Sennaar kommen, werden nicht so hoch geschätzt.

Es wurden früher durchschnittlich im Jahre zweitausendfünfhundert Sclaven nach Konstantinopel eingeführt, welche ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, einer Steuer von zweihundert für die Schwarzen, von achthundert Piastern für die Weißen unterlagen. Dazu sind noch zu rechnen die Georgierinnen und Cirkassierinnen, deren bis zu fünfhundert jährlich importirt wurden. Heute werden diese Zahlen bei Weitem nicht mehr erreicht, nicht etwa weil die Sclaverei abgeschafft, sondern weil bei zunehmendem Geldmangel die Nachfrage nicht mehr so groß ist. Die früher sehr begehrte und mit hohen Preisen bezahlte Waare der schönen Töchter der kaukasischen Berge ist seit der Unterjochung der letzteren durch Rußland seltener geworden und mithin auch im Preise gestiegen. Verkauft werden dieselben, wenn sie neu eingeführt sind, nie in einem solchen Bazar, sondern entweder werden sie von den meist in Tophane wohnenden Händlern direct aus dem Schiff in Empfang genommen und an bekannte, vornehme Kunden durch Gelegenheit

veräußert, oder die Eltern der jungen Mädchen bieten dieselben selbst in den reichen Harems feil. Meist bekommen sie in den Häusern der Händler erst eine Art Erziehung, deren größerer oder geringerer Grad auf die spätere Preisstellung Einfluß hat. Finden sich besondere Talente bei den Einzelnen vor, so läßt sie der Händler auf Speculation ausbilden. Am besten werden bezahlt die musikalisch Gebildeten, die Tänzerinnen und solche, welche Geschick zur Badedienerin — in vornehmen Häusern ein, große Geschicklichkeit erfordernder Dienst, — und zur Kammerzofe haben, wobei die Schönheit natürlich wieder den Ausschlag giebt. Eine von der Natur begünstigte Cirkassierin, welche derart ausgebildet ist, wird oft mit zwanzig bis dreißigtausend ja in manchen Fällen mit sechzig bis siebzigtausend Piastern bezahlt, eine enorme Summe, die es wohl rechtfertigt, wenn der Besitzer einer solchen Sclavin bei einer Erkrankung derselben in tausend Aengsten schwebt, daß ihm das lebende Capital entrissen werde.

Die Wohnungen der betreffenden Händler haben nun gar nichts Bazarartiges; man erhält nur Eintritt dort auf Empfehlung, man wird höflich empfangen und bei dampfendem Mocca und der obligaten Pfeife mit allem Möglichen, nur nicht dem

Gegenstande selbst unterhalten, bis der Kauflustige so ganz zufällig eine Bemerkung hinwirft: er möchte sich wohl gelegentlich in den Besitz einer schönen Kaukasierin setzen. Der Händler entfernt sich zögernd und kehrt mit einem halben Dutzend junger Mädchen zurück, welche dem Werthe nach in Reih' und Glied rangirt werden. Die jüngsten haben auch in ihrer Kleidung noch nicht die Wohlthat der großstädtischen Cultur erfahren; sie tragen Chalwars und Entarie aus bedrucktem Kattun, Gürtel von nachgeahmten Shawls und grobe Hemden; ihre Füße, roth, schwielig und nicht gepflegt, sind nackt. Auf dem Kopfe tragen sie ein kleines, flaches, mit einem hellfarbenen Tuche umwundenes Fez, woran ein grober Musselin-Schleier befestigt ist; das Haar hängt nach der heimathlichen Mode hinten in langen Flechten herab, vorn ist es à la brebis abgeschnitten. Die Kleidung der Uebrigen weist das Bestreben nach, durch malerische Auswahl der Tücher und Shawls, durch Zuhülfenahme erlaubter und unerlaubter Toilettenkünste den Werth des kostbaren Schaustückes zu erhöhen. Daß hierbei Täuschungen vorkommen, ähnlich wie beim Pferdehandel, ist selbstverständlich. Die Theuerste der Sclavinnen giebt uns eine Probe ihres Talentes; während eine

Gefährtin mit dem Tambour (eine tiefbauchige Mandoline) die Musik ausführt, läßt sie selbst ihre herrlichen Glieder im leidenschaftlich gesteigerten Tanz-Rhythmus ergehen. Man ist befriedigt, entzückt, findet den Preis vielleicht zu hoch und zieht es schließlich vor, eine der Jüngeren zu wählen, in der ja vielleicht ein ähnliches Talent stecken könnte, das man jedoch in viel billigerer Weise im eigenen Harem zur Entwicklung zu bringen hofft.

Was den Fremden auffällig erscheinen könnte, das ist der gänzliche Mangel an Schüchternheit, der das Wesen der zum Kauf Gestellten kennzeichnet. Dieselben finden ganz natürlich, daß man sich von ihren körperlichen und geistigen Reizen und Fertigkeiten überzeugt, ehe man den Handel abschließt. Sie sehen gar nichts Herabwürdigendes darin, hier als Waare preisgestellt zu werden, ja sie geben das lebhafteste Interesse, daß der Handel möglichst bald abgeschlossen werde, dadurch kund, daß sie mit fieberischer Aufmerksamkeit der Verhandlung zuhorchen und sich mit einer Art freudiger Bereitwilligkeit der Prüfung unterziehen.

Das kommt daher, daß in jedem der Köpfchen sich ein Gedanke festgenistet hat, nicht bescheidener als dieser: „Du Hilma oder Hind oder Aïscha wirst

eines Tages noch kaiserliche Kadine werden, weine nicht, Maschallah! Und wenn du nicht dem kaiserlichen Harem zur Zierde gereichen sollst, so kannst du doch noch rechtmäßige Gattin eines reichen Paschas werden, warum nicht?“ — Dieser anspruchsvolle Gedanke wurzelt in der Thatsache, daß wirklich sehr viele Landsmänninnen zu ähnlichem Glücke gelangt sind, ohne weiteres Verdienst, als ihr hübsches Gesichtchen. Auf üppig schwellenden Polstern eines kaiserlichen Sommerschlosses zu liegen und aus edelsteinbesetzten Tschibuks wohlriechende Dampfwolken zu „trinken“, ist unstreitig ein willkommeneres Loos, als daheim in den Bergen rauhe Feldarbeit zu verrichten und die noch rauhere Behandlung gestrenger Eheherren zu ertragen. Die cirkassischen Männer zeichnen sich nämlich nicht sehr durch Artigkeit gegenüber dem, im wahren Sinne des Wortes schönen Geschlechte aus. Auch die Eltern können für ihre Töchter kein glücklicheres Loos erdenken, als dieselben einem Stambuler Harem von Distinction einverleibt zu sehen, — zudem ist ja auch die ansehnliche Kaufsumme nicht zu verachten! Man sieht daher nicht selten cirkassische Väter in Konstantinopel ankommen, um selbst ihre Töchter zu verkaufen, sei es an einen Händler, sei es durch Feilbieten in den Harems.

Wie bereits angedeutet, geschieht die Beschaffung der Sclavinnen bisweilen durch directen Kauf mit Umgehung der wuchernden Händler. Dann werden natürlich die ungebildeten und jeder Fertigkeit entbehrenden Naturkinder bedeutend billiger abgelassen, wofür der betreffende Vater aber auch den Trost mit nach Hause nimmt, daß er genau weiß, wo seine Tochter geblieben. Nicht allein bildet ein derartiger Gelegenheitskauf für die Damen des betreffenden Harems einen willkommenen, das Einerlei der Tagesbeschäftigung unterbrechenden Zeitvertreib, sondern es wird auch, besonders in solchen Harems, die vermöge der Stellung ihres Besitzers einen äußeren Glanz aufrecht zu erhalten gezwungen sind, ohne aber zu jeder Zeit die nöthigen Mittel dazu zu besitzen, aus dem Ankauf einer jungen, hübschen Sclavin eine Art Geschäft gemacht, indem später, nach erfolgter sorgfältiger Erziehung, dieselbe an einen befreundeten Harem oder kauflustigen Liebhaber aus der Bekanntschaft gegen ein hübsches Sümmchen abgelassen wird. Es ist dies ein kleiner Nebenverdienst zur Ergänzung des etwa spärlich ausfallenden Nadelgeldes.

Das sind jedoch Ausnahmen. In der Regel behält man eine gute Sclavin und sucht nur die-

jenigen wieder los zu werden, welche sich aus irgend einem Grunde nicht bewährt haben; daher das Mißtrauen der Käufer gegen solche Sclaven, die zum zweiten oder dritten Male zum Verkauf gestellt werden. Hat man in einem Bazar einen Sclaven oder eine Sclavin ausersehen, so wird der Handel nicht sofort abgeschlossen, sondern es erfolgt erst eine eingehendere Prüfung durch eine mehrtägige Probezeit, welche die Kaufobjecte in dem Hause des Kauflustigen selbst zu bestehen haben. Dieselben werden während dieser Zeit auf das Sorgfältigste beobachtet, bei Tage und bei Nacht. Es werden die Untugenden registrirt, die Tugenden verzeichnet, beides mit einander abgewogen, und dann erst wird der Kauf beschlossen. Bei Sclavinnen übt diesen Controldienst irgend eine alte Dienerin des Hauses, welche das Vertrauen ihrer Herrschaft genießt; sie achtet darauf, ob die junge Chalaik (Sclavin) unangenehme Eigenschaften besitzt, ob sie schnarcht, oder gar nachtwandelt, ob sie appetitlich zu essen versteht, ob sie keine Grimassen schneidet, ob sie reinlich oder schmutzig ist. Ist das Resultat befriedigend, dann wird der Kauf endlich abgeschlossen.

Die neue Sclavin, natürlich der Gegenstand der Neugier für das alte Personal des Harems,

wird nun einer besonderen älteren Sclavin, gewöhnlich derjenigen, deren Functionen der „Haushälterin“ entsprechen, anvertraut, wenn die Herrin nicht selbst sich dem etwas mühsamen Zeitvertreib der Erziehung unterziehen will. Ich sage „Herrin“, denn eine Sclavin ist selten Besitz von Mann und Frau zugleich, sie gehört entweder dem Herrn oder der Frau, der Tochter oder einer Verwandten, und diese Besitzer können auch allein über ihr Eigenthum verfügen. Man macht sich gegenseitig Geschenke damit, und es kommt vor, daß diese Sclavin aus dem Besitze des Herrn in den seiner Frau übergeht, jene von der Tochter dem Vater verehrt wird. Anfangs, so lange sie noch nicht dem Kindesalter entwachsen, nimmt die Sclavin an den Spielen der Kinder Theil, wobei ihr allmählig allerlei Fertigkeiten beigebracht werden. Schreiben und Lesen lernt sie ebenso, wie die Kinder des Hauses; erst wenn sie ein gewisses Alter überschritten, tritt sie in ein wirkliches Dienstverhältniß. Je nach ihrer Fähigkeit oder der Größe des Haushaltes wird sie zur Köchin, Kammerjungfer, Pfeifenträgerin, Kaffeemacherin, Wäscherin oder Badedienerin ausersehen. Man wird sich wundern über die Aemter einer Pfeifenträgerin, Kaffeemacherin u. s. w. Im Orient kennt man

nämlich nicht das „Mädchen für Alles“; man hat für jede der verschiedenen Verrichtungen eine besondere Bedienung; ist ein Mädchen für den complicirten Dienst im Bade abgerichtet, so kann sie kaum noch daneben den Rauch-Apparat oder die Kaffee-Angelegenheit, beides nicht minder wichtige Geschäfte, in Ordnung halten. Denn zu all diesem gehört ein großartiger Aufwand von Ceremonien, dessen Aneignung die ganze Aufmerksamkeit der betreffenden Dienerin beansprucht. Es gilt für vornehm, mit einem möglichst reichhaltigen Dienertroß zu prunken und den Dienst der Sclaven in allerlei Special-Verrichtungen zu spalten.

Beobachten wir z. B. den Tschibuktschi, d. h. den Sclaven, welcher den Rauch-Apparat in Ordnung zu halten hat. Mit größter Sorgfalt setzt er zuvor die einzelnen Theile des Tschibuks zusammen, wobei er wohl darauf zu achten hat, welchen der vielen Tschibuks sein Gebieter gerade um diese oder jene Stunde beliebt. Der Thonkopf, welcher schon mehrere Tage vorher gestopft sein muß, wird aus der blechernen Büchse, in der er aufbewahrt wird, herausgenommen, an das Rohr angeschraubt, und demnächst wird in dem Kohlenbecken nach einer geeigneten Kohle gesucht. Da von Form und Größe

der Kohle der Geschmack der Pfeife abhängen soll, — so meinen wenigstens raffinirte Raucher, — so ist die Auswahl einer solchen von Wichtigkeit. Nun naht sich endlich der Tschibuktschi seinem Herrn, in der Rechten die Pfeife, in der Linken den Messingteller, welcher dem auf dem Boden ruhenden Thonkopfe als Unterlage dient. Ernst ist sein Antlitz, jede seiner Bewegungen ist von der Würde des wichtigen Amtes durchdrungen. Er verbeugt sich, kniet dann nieder, Alles nach Vorschrift, genau in der, der Rohrlänge entsprechenden Entfernung von dem Gebieter, setzt den Teller hin und, mit dem Rohre einen Zirkel beschreibend, führt er das Mundstück an die Lippen des Rauchers. Neue Verbeugung und darauf Vorbereitung zu einem neuen Tschibuk, denn wie wir gesehen haben, werden höchstens fünf Züge aus einer Pfeife gethan. Wenn man nun bedenkt, daß ein echter Türke den Tag über seine sechzig bis achtzig Pfeifen raucht, so erklärt sich leicht die Nothwendigkeit, daß man einen besonderen Diener dafür hält, ja daß der Reiche, wenn er starker Raucher ist, zwei bis drei Tschibuktschis nothwendig hat. Aehnlich ist es mit den Verrichtungen der Sclavinnen. Welche Geschicklichkeit von einer Badedienerin verlangt wird, haben wir gesehen. Ebenso wie die

verschiedenen Arbeiten genau gesondert sind, wird auch das Besitzrecht innegehalten; so beansprucht eine Mutter selten einen Dienst von der Sclavin ihrer Tochter, am wenigsten aber von der Sclavin einer Nebenfrau. Es erklärt sich nun die große Masse der Sclaven und Sclavinnen, welche einen orientalischen Hausstand so kostspielig machen. Reiche Paschas oder Efendis haben gewöhnlich zwölf bis fünfzehn, Personen des Mittelstandes fünf bis sechs Sclavinnen, — das Vorhandensein von nur einer Frau vorausgesetzt.

Die Sclavinnen theilen sich ihrer Verrichtung nach in zwei Hauptklassen, die „Odalik“ und die „Dscharja“. Erstere sind für die feineren Arbeiten und zur unmittelbaren Bedienung der Gebieterin bestimmt; man wählt zu dieser Stellung natürlich die schönsten und geschicktesten. Der Umstand, daß dieselben sich zuweilen der Gunst des Haremsbesitzers erfreuen, hat den Namen „Odalik“ in einigen Verruf gebracht; er bedeutet in Wirklichkeit aber nichts anderes, als Kammerfrau. Kann die Odalik tanzen, singen und spielen, so erhöht das ihren Werth insofern, als sie dann gelegentlich zur Unterhaltung des Harems beiträgt; nicht aber ist die Odalik dazu da, durch üppige Tänze die imaginären Orgien des

Harems zu verherrlichen. In großen Haushaltungen ist die wichtigste Dienerin die Haushofmeisterin, Kjaja Kadin, gewöhnlich eine ältere freie, oder verwittwete weiße Sclavin, welche sich durch jahrzehntelange Dienste zu diesem Vertrauensposten emporgeschwungen hat. Sie hat die Aufsicht über die Bedienung des Harems und regelt die Ausgaben desselben; die ganze Hausgenossenschaft behandelt sie mit der größten, schon ihrem Alter zukommenden Achtung. Die Vorräthe, die Küche und den Keller verwaltet die Haushälterin, Kilardschi Khalfa, gewöhnlich eine Negerin. Dieser an Rang gleich steht die „Dada“ oder Erzieherin der Kinder, meist eine alte, erfahrene Person, die den ersten Unterricht zu leiten, die Spiele der Kinder zu überwachen hat und in jeder Beziehung zu der intimeren Sphäre des Harems gerechnet wird. Den Kindern ist sie die zweite Mutter; es würde Derjenige dem empfindlichsten öffentlichen Urtheile sich aussetzen, welcher die alte Amme (Amme nicht in dem Sinne, wie in Europa, da die Mütter ja selbst nähren), die ihn erzogen hat, später nicht auf die schonendste Weise behandelte oder gar vernachlässigte. Dann folgen drei bis vier weiße Odaliks zur Bedienung und Gesellschaft der Gebieterin und endlich eine

Stufe tiefer die Dscharja, Negerinnen, die den Dienst als Köchinnen, Scheuerfrauen ꝛc. versehen.

Das ist die dienstliche Rangordnung; will man dieselbe in einem andern Sinne nüanciren, so kämen in erster Reihe die Sclavinnen des Besitzers, d. h. diejenigen, welche ihn bei seiner Anwesenheit im Harem bedienen, natürlich nie im Selamlik, den kein weibliches Wesen betreten darf, darauf die Sclavinnen der Frauen, die Sclavinnen der Odaliks, welche etwa Mütter geworden sind und mithin ihren eigenen Haushalt beanspruchen, die Sclavinnen der Kinder und zuletzt die Sclavinnen der Sclavinnen. Letztere sind im Dienste der älteren Dienerinnen, wie der Kjaja Kadin, der Dada, und werden denselben gleichsam als Belohnung für treue Dienste geschenkt. Bezeichnend in dieser Rangordnung ist der Umstand, daß Sclavinnen durch ihre Freilassung — wodurch nicht gesagt ist, daß sie das Haus verlassen, — kein moralisches Uebergewicht über Unfreie erhalten.

Bisweilen werden weiße Sclavinnen von Müttern zu dem ausdrücklichen Zwecke gekauft, sie zu künftigen Schwiegertöchtern heranzubilden. Sie werden dann ganz analog den eigenen Kindern erzogen und wachsen also in der Gesellschaft ihrer zukünftigen Männer auf. Angesehene Türken jedoch,

die eine Heirath mit kaukasischen Sclavinnen eingegangen sind, rathen hiervon ab. Die Georgierinnen, an Schönheit den Cirkassierinnen fast noch überlegen, werden als geistig nicht sehr befähigt geschildert, als prächtige Modelle, die gegen die häuslichen Pflichten nachlässig, dafür aber im Essen, Trinken, Baden und Putzen hervorragend sind. Die Cirkassierinnen besitzen dagegen ein lebhafteres Temperament, das zur Intrigue neigt; sie sind dreist, unabhängig, selbstsüchtig, ungehorsame Frauen und leidenschaftliche Mütter. Wäre nicht eine gewisse Abneigung gegen die dunkle Hautfarbe vorhanden, so würde die bronzehäutige Abessinierin die erste Rolle in den Harems spielen. Was ihre Körperschönheit, die Geschmeidigkeit des Wuchses und das edle Maß der Formen anbelangt, so dürfte sie zu den schönsten Frauen des Orients gehören; sie ist dabei intelligent, willig und der Häuslichkeit zugethan. Die Negerinnen aus dem Sennaar werden für faul und unfähig gehalten; man verwendet sie daher nur im Flur und im Hofe.

Um auf die Heirath mit Sclaven zurückzukommen, so ist der betreffende Gatte zwar nicht durch das Gesetz verpflichtet, eine Sclavin vor der Hochzeit freizugeben, aber die allgewaltige öffentliche

Meinung, der Leumund des Stadtviertels, würde sein Verdict über denselben sprechen; er würde als völlig ehrlos gelten, wollte er eine Sclavin, die er geheirathet, gar verkaufen.

Die Sclaven erhalten im Allgemeinen keinen regelmäßigen Lohn; der Gebrauch, bei jeder möglichen Gelegenheit, bei Besuchen, Festlichkeiten, kleinen Dienstleistungen, einen „Backschisch“ zu spenden, sichert ihnen eine nicht zu verachtende Einnahme, die natürlich der Rangstufe des Sclaven entspricht. Weiße Sclaven, die sich das Vertrauen eines mächtigen Gebieters erworben haben, verkaufen ihre Fürsprache oft mit schwerwiegendem Golde. Ebenso spielen Geschenke eine große Rolle; dieselben bestehen aus Tüchern, Shawls, Kleidern, Teppichen und Schmuckgegenständen. Wird eine Sclavin freigelassen, so erhält sie eine vollständige Aussteuer, die ihr ermöglicht, einen Mann zu nehmen. Sclaven und besonders Sclavinnen werden stets gut gekleidet; zeichnen sich letztere durch Schönheit aus, so sind sie der Stolz des Harems, und es wird jeglicher Prunk an die Parade-Puppen, die sie oft dann vorstellen, verschwendet. Erstere trugen früher nie Livréen, erst neuerdings hat die fränkische Mode ihre Kleider mit Goldborten und zwecklosen Knöpfen

besetzt; sie dulden ungern den Firlefanz, denn ein äußeres Zeichen der Sclaverei zu tragen, gilt für unwürdig.

Gespeist wird die Dienerschaft mit dem, was in reichlichster Weise der Herrentisch übrig läßt. Bei Erkrankungen räth allein schon das Interesse zur sorgfältigen Behandlung.

Würde freilich der Buchstabe der Hedaja erfüllt, so wäre das Loos des Sclaven weniger erträglich, als aus obiger Schilderung hervorgeht. Diese Hedaja giebt dem Herrn despotische Gewalt über seine Sclaven. Er kann dieselben, männliche wie weibliche, verkaufen, verschenken, vermiethen, verleihen, kurz, mit ihnen nach Willkür und Laune schalten, nur darf er sie zu nichts veranlassen, was gegen das Gesetz verstoßen würde. Züchtigung ist gestattet, doch darf dies nur mit Milde und Schonung der Glieder und Augen geschehen. Sollte ein Sclave durch körperliche Strafe verletzt worden sein, so kann er den Schutz des Gesetzes anrufen, welches dann das Recht hat, den Besitzer mit einer Geldbuße zu belegen oder gar ihm das mißhandelte Individuum zu entziehen, um es menschlicheren Händen zu übergeben. Erschlägt ein Herr seinen Sclaven, so hat er den „Blutpreis“ zu erlegen, welcher etwas

geringer ist, als diejenige Geldstrafe, welche für Ermordung eines freien Mannes an den Staat entrichtet werden muß. Dagegen sind die Herren auch für die Handlungen ihrer Sclaven verantwortlich; begehen diese ein Verbrechen gegen Personen und Eigenthum, so haben erstere das Strafgeld zu erlegen. Sonderbarer Weise werden manche Verbrechen oder Vergehen, die von Sclaven verübt sind, als Diebstahl, Raub, Unterschlagung, nur mit der Hälfte der Strafe geahndet, die einen freien Mann treffen würde, während für andere Fälle wieder das doppelte Strafmaß den Sclaven trifft. So wird Trunkenheit dem Sclaven mit acht, dem Freien nur mit vier Hieben bestraft.

Gesetzlich, nämlich durch das Gebot des Korans, verpflichtet ist Niemand, seinen Sclaven freizulassen, doch ist dies eine durch Paradies-Wonnen belohnte, verdienstliche Handlung, ebenso wie Almosengeben und die Pilgerfahrt nach Mekka. Man kann sich derselben also nicht entziehen; wohl pflegen Habsüchtige zu einer Umgehung ihre Zuflucht zu nehmen, indem sie noch vor der zur Freilassung vorgeschriebenen Zeit den betreffenden Sclaven verkaufen und ihn durch einen andern ersetzen. Derartige Kniffe werden jedoch als „Wucher“ gebrandmarkt. Selten

werden Sclaven länger als sieben bis neun Jahre in dem Zustande der Unfreiheit gehalten, sie müßten denn im Hause geboren oder als Kinder schon gekauft sein, unter welchen Umständen die Sclaverei erst von der Mannbarkeit an gerechnet wird. Ist ihre Führung gut gewesen, so werden sie nach ihrer Freilassung als Domestiken empfohlen, wenn sie es nicht, was sehr oft geschieht, vorziehen, im Hause zu bleiben, besonders wenn sie sich dort einer humanen Behandlung und guten Stellung zu erfreuen hatten. Gehört der Herr einer Zunft an, so dient der Freigelassene bei ihm als Geselle weiter. Natürlich steht dem Diener wie dem Gesellen das Heirathen völlig frei. Sehr viele Freigelassene treten in die Armee ein, wo sie bei einiger Gewandtheit zu den besseren Graden, ja zu den höheren Stellen zu avanciren Aussicht haben.

Was die schwarzen Sclavinnen anbelangt, so werden dieselben an die Inhaber kleinerer Geschäfte, an Domestiken 2c. verheirathet; sie erhalten dann eine mäßige Aussteuer und treten in den Genuß der bürgerlichen Ehrenrechte. Freigelassen zu werden, ohne die Aussicht zu heirathen, gilt für dieselben als ein großes Unglück, und sie ziehen in diesem Falle vor, in der Sclaverei zu verharren. Ebenso geben

sie die Verbindung mit ihrer früheren Herrschaft nicht auf; das Gefühl der nicht völligen Gleichberechtigung mit den Weißen läßt sie immer wieder, wenn sie sich beeinträchtigt glauben, zu jener ihre Zuflucht nehmen. Weiße, emancipirte Sclavinnen werden oft, zumal wenn sie sich im Umgang der Stambuler Damenwelt gebildet, mit vornehmen Personen, besonders in der Provinz, verheirathet.

Es giebt noch eine Klasse von bedingter Freilassung, z. B. sagt man einem Sclaven: „Ich lasse Dich frei, wenn meine Tochter Hisma heirathet, oder wenn ich Vater eines Knaben werde, oder wenn ich von meiner Krankheit genese u. s. w.“ Dies Versprechen wird dem Sclaven durch ein schriftliches, vom Richter des Stadtviertels beglaubigtes Document verbürgt und kann nicht rückgängig gemacht werden, selbst wenn der betreffende Sclave inzwischen verkauft worden ist, wo er dann nach Erfüllung der aufgestellten Bedingung seine Freiheit wiedererlangt.

Zum Schluß sei noch der „Haremswächter“ gedacht, jener Individuen, welche die abendländische Phantasie mit allen erdenklichen Eigenschaften der Häßlichkeit, der Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit ausgestattet, und welche unter dem Namen „Eu-

nuchen“ als eine Art Popanze dargestellt werden, die als Werkzeuge der Eifersucht dazu dienen, verdächtige Christen zu erdrosseln und in Säcke zu nähen, oder des Treubruches überführte Frauen zu steinigen und lebendig zu vermauern. In Wirklichkeit entpuppen sich diese Geschöpfe als viel harmlosere Wesen. Im gewöhnlichen Leben heißen sie „Khadim“, als höflicherer Titel gebührt ihnen „Lala“ (Wächter). Man unterscheidet weiße und schwarze; letztere werden, wie erwiesen ist, in Nubien und Abessinien von Kopten geraubt und in den Klöstern dieser christlichen Sectirer erzogen. Die weißen Eunuchen sind immer seltener geworden und existiren fast nur noch in dem kaiserlichen Serai, wo das Amt des „Kißlar Agassi“ (Oberster der Eunuchen) bekanntlich in Palastrevolutionen eine wichtige Rolle spielt. Auch die schwarzen gehören nur noch zu den Ausstattungsstücken alttürkischer Harems.

Wenn man einen solchen Tugendwächter den Eingang eines Harems hüten sieht, mit grimmigen Mienen Jedem drohend, der nur einen Blick nach dem geheimnißvollen Vorhang des Harems zu senden wagt, bis an die Zähne bewaffnet und mit einer Peitsche versehen, deren Zweck nicht einzusehen ist, so möchte man fast glauben, daß der Harem mit

keinem besseren Riegel verwahrt werden könnte, als mit solch' einem bewaffneten, finster blickenden Fettklumpen. Dies ist jedoch nicht der Fall, denn in Wirklichkeit spielt der Lala keine andere Rolle, als der Jäger bei vornehmen, europäischen Damen. Wie dieser, begleitet er die Damen auf Spazierfahrten und Lustpartien. Statt ein Schrecken dieser Damen zu sein und dieselben durch seine angebliche Grausamkeit in steter Todesfurcht zu erhalten, ist er in Wirklichkeit vielmehr dem Spott, den Neckereien und gar den Schlägen der Harems-Schönen ausgesetzt. Obgleich die Lalas die Berechtigung haben, den Harem unangemeldet zu betreten — sie müssen sogar nach altem Ritus den Besitzer selbst dort einführen — so dürfen sie das doch nicht ohne Erlaubniß thun, ebensowenig wie sie ihren Blick zu den unverschleierten Damen zu erheben wagen. Sollte ein Lala bemerken, daß eine Dame sich etwas erlaubt, das den sehr subtilen Gesetzen des Anstandes zuwider wäre, so ist es allerdings seine Pflicht, dagegen Vorstellungen zu machen und seinen Gebieter in Kenntniß zu setzen; aber wehe dem Lala, welcher auch nur einen Finger gegen eine Frau aufheben würde oder in Worten und Geberden die Grenzen der schuldigen Ehrerbietung überschritte!

Dies wären die hauptsächlichsten Gesetze und Gebräuche, welche die türkische Sclaverei betreffen. Man wird sich überzeugt haben, daß das, was man herkömmlicher Weise unter dieser Sclaverei verstehen zu müssen glaubt, auf erdichteten und mißverstandenen Thatsachen beruht. Es giebt in Konstantinopel, wie überall, Personen, welche sich über das Gesetz und die allgemein gültigen Satzungen des Anstandes und der Moralität hinwegsetzen; man möge aber nur nicht aus diesen Ausnahmen auf das Ganze schließen, sondern der durch alle erdenklichen Vorurtheile verlästerten Türkei wie jedem anderen Volke die Regel anlegen: „Erst sehen und dann urtheilen!“

Neuntes Kapitel.

Des Sultans Harem und Haushalt.

Des Sultans Harem — ein Begriff, der eine Welt von Geheimnissen in sich birgt! Ein Ort, so dicht umwoben und umschlossen von den üppigen Blüthenranken der Phantasie, daß ein Einblick in denselben fast ein eben solches Wunder erscheinen möchte, wie das, was sein marmorbekleideter, edelsteinblitzender, vom Rauschen der Cascaden und seidenen Gewänder, von den Klängen süßer Musik und dem verführerischen Lachen weiblicher Silberstimmen belebter Inhalt dem neugierigen Auge darbieten möchte! Andererseits ein Ort, in dessen undurchdringlichen Verließen die Geschichte den Wehklageruf unschuldig Ermordeter widerhallen läßt, dessen golddurchwirkte Damast-Divans besprengt sind mit dem Blute, das die Palast-Revolutionen, die Intriguen und Wuthausbrüche der

Eifersucht hier reichlich und oft, sehr oft verspritzt haben; eine Stätte, wo die Ueppigkeit Hand in Hand mit dem Laster schreitet und die zügellose Laune ihre rauschenden Orgien feiert. Betrachten wir diese Stätte einmal nicht durch das farbenerzeugende Prisma der Phantasie, sondern ruhig und nüchtern, mit verständigen Blicken, wie sie dem vorurtheils-freien Beobachter der modernen Cultur ziemen möchten.

Außer unzähligen kleinen, mehr oder minder kostbar eingerichteten Landhäusern und Kiosken an den europäischen und kleinasiatischen Ufern des Bosporus, besitzt das ottomanische Herrscherhaus drei große Paläste in Konstantinopel: das eigentliche Serai auf der wunderbar gelegenen „Serai-Spitze“ am Eingang zum goldenen Horn, jenem Meerbusen, welcher das eigentliche (türkische) Stambul von den Stadttheilen der Franken trennt; ferner die Sommer-paläste von Dolma-Bagdsche, und Tschiragan. Der erstere Palast, in welchen man durch die sogenannte „hohe Pforte“ eintritt, eine Bezeichnung, welche das oberste Regierungs-Centrum des türkischen Reiches adoptirt hat und welche zugleich auf die Wohnung des Groß-Veziers übertragen worden ist — Regie-rungs-Decrete werden mit „Hohe Pforte, den so und sovielsten“ datirt — umfaßt einen weitläufigen

Complex der verschiedensten Baulichkeiten, welche meist Regierungszwecken dienen und größere Galaräume für repräsentative Zwecke enthalten. Hier befinden sich außerdem die Reliquien des Propheten, Heiligthümer, welche, was die hermetisch-pietätvolle Art ihrer Aufbewahrung anbelangt, den heiligen Rock und andere christliche Reliquien fast in Schatten stellen, — ferner die Harems der verstorbenen Großherrn. Es ist einer der ersten Acte beim Regierungswechsel, daß der Harem des verstorbenen oder — ermordeten Sultans von den eigentlichen Residenzen jenseits des Bosporus hierher transportirt wird, wo die verwittweten Frauen uud verwaisten Haremsdamen hinter den echt vergoldeten Muscharabiehs ein ziemlich trostloses Dasein verträumen.

Der regierende Sultan betritt diesen Serai höchst selten, nur zur Vollführung wichtiger Regierungs-Acte; seine eigentliche Wohnung ist Dolma-Bagdsche, ein üppig und mit allem Raffinement des orientalischen in Verbindung mit dem fränkischen Luxus ausgestatteter Palast, und zeitweilig das Wunderschloß von Tschiragan mit seinen, eine Viertelmeile weit sich ausdehnenden, reizvollen Gartenanlagen. Wie fast alle Häuser in Konstantinopel, sind auch diese Gebäude in der Hauptsache aus

Holz, das Innere ist jedoch auf das Luxuriöseste mit Marmor, Perlmutter, Schildpatt, Edel- und Halbedelsteinen geschmückt und mit den kostbarsten Erzeugnissen der asiatischen Seiden-Industrie ausgepolstert. Es sind wunderbare Schmuckkästchen, wenn für die ziemlich großartigen Anlagen der Ausdruck „Kästchen“ anzuwenden wäre.

Beide scheiden sich, der Anordnung des türkischen Hauses entsprechend, in Selamlik und Haremlik, welche hier jedoch durch eine Reihe von Räumen verbunden werden, die dem officiellen Empfange dienen. Sowohl im Selamlik wie im Haremlik hat der Sultan seine eigenen Privatgemächer; in jenen pflegt er den ganzen Tag, in diesen den Abend und die Nacht zu verbringen; er hat sein Bad hier wie dort. Der Garten besteht ebenfalls aus zwei, durch hohe Mauern getrennten Hälften.

Man möchte nun annehmen, der Sultan, dieser „Schatten Gottes auf Erden“ — der „Vicar des Propheten“, könne in unbeschränktem Eigenwillen und den Eingebungen seiner Laune folgend, seine Tage einrichten, mit seinem Harem schalten und walten, wie es ihm beliebt, kurz, in seinem Hause sich als den Herrscher zeigen, den er nach Außen hin zuweilen zu zeigen beliebt. Abgesehen davon,

daß das moderne Geschlecht der Osmanen nicht gerade die Energie zu seinen besseren Eigenschaften zählt und der Camarilla und Hof-Intrigue sehr oft die Fäden der Regierung in verhängnißvollster Weise überläßt, ist der Sultan durch die herkömmliche Hof-Etikette derart gebunden, daß von einer Freiheit innerhalb seiner eigenen Wände kaum noch die Rede sein kann. Der „Schatten Gottes auf Erden“ ist so gleichsam zum Schatten seiner eigenen, fast willenlosen Herrlichkeit zusammengeschrumpft, und wenn das deutsche Lied den Sultan zum „armen Manne“ stempelt, weil er keinen Wein trinken darf, so mag es darin Recht haben; daß es ihm jedoch den unbeschränkten Umgang mit den lebenden Herrlichkeiten seines Harems andichtet, ist entschieden nicht richtig. Das bekannte weiße Tüchlein, das der Gebieter als ein Zeichen seiner Gunst derjenigen aus seinem Harem, welche Gnade gefunden hat vor seinen Augen, zuzuwerfen pflegte, ist längst in's Bereich der Fabel verwiesen. Nein, hier geht Alles höchst prosaisch-regelmäßig zu, und der Cerberus der Etikette wacht mit peinlicher Genauigkeit darüber, daß keinerlei Extravaganz sich hinter den Vorhang des kaiserlichen Heiligthums (Harem heißt ja Heiligthum) eindränge.

Betrachten wir nun den Harem näher. Die erste Stelle in demselben nehmen die „Kadinen“ ein, die man wohl auch die kaiserlichen Frauen nennt, obgleich sie auf diesen Titel keinen Anspruch haben, da sie nicht durch ein förmliches Ehebündniß verheirathet sind, sondern einfach durch einen Willensact des Sultans oder derer, welche an seiner Statt den Sultan spielen, zu dem Range der „Kadinen“ erhoben sind. Die Kadinen sind jetzt ausschließlich cirkassische Sclavinnen, während in früheren Zeiten Frauen aus allen Ländern und Religionen zu dieser Ehre berufen wurden. Dieselben werden entweder durch Händler gekauft und dann auf das Sorgfältigste erzogen, oder sie werden dem Sultan von seinen weiblichen Verwandten zum Geschenk gemacht, wobei Letztere oft solche Persönlichkeiten auswählen, welche einigen Einfluß auf Se. Herrlichkeit auszuüben geeignet sind. Um sich bei dem Herrscher in Gunst zu setzen, wählt auch zuweilen ein ehrgeiziger Streber von der Pforte das sehr in die Augen springende Mittel, daß er dem kaiserlichen Harem ein Musterbild von einer Sclavin zuführt. Andere treiben den Ehrgeiz sogar so weit, daß sie sich eine der ausrangirten Kadinen antrauen lassen, wodurch ihnen die Möglichkeit eröffnet bleibt, sich für die

bedenklich mangelnden Reize der neuen Gattin durch die Fühlung zu entschädigen, welche diese mit dem kaiserlichen Harem unterhält. Einmal im Jahre wird dem Sultan sogar von Staatswegen eine schöne Sclavin zugeführt. Das ist in der heiligen Nacht des Ramazan, wo durch hundert Kanonenschüsse den Gläubigen das „Mysterium" verkündet wird, daß der „Vicar des Propheten" das phantastisch aufgeputzte Brautgemach betritt, wo die schöne Ramazan-Braut seiner harrt, eine Art Juwel, dessen Beschaffung oft bis zu fünfzigtausend Francs erfordert.

Die Kadinen müssen sich jeglichen Umganges mit ihren Verwandten enthalten, ja sie werden grundsätzlich jedem Besuche fern gehalten, der nicht in Connexion mit den weiblichen Verwandten des Sultans, den Sultanas, steht. Die Bezeichnung „Sultana"*) gilt nämlich nur für die Mutter, die Schwestern und Töchter der großherrlichen Familie. Diese haben auch einen höheren Rang als ihre

*) Oder vielmehr „Sultan". Da die türkische Sprache keine Form für die Bezeichnung des Geschlechts hat, so wird das Wort „Sultan" für beide Geschlechter angewendet, dabei jedoch das männliche vom weiblichen dadurch unterschieden, daß man bei jenem das „Sultan" den Eigennamen vor, bei diesem denselben nachsetzt, z. B. Sultan Mahmud und Besmé Sultan.

eigenen Mütter, die doch nur Sclavinnen sind und Sclavinnen bleiben. Die Kadinen haben nicht das Recht, sich in Gegenwart ihrer Töchter auf dem Divan niederzulassen: ihr Platz ist zu Füßen der Letzteren auf niederem Kissen oder auf dem Teppiche selbst. Sie haben sich auch ihres Namens zu begeben und werden einfach als „erste", „zweite", „dritte" Kadine numerirt. Es dürfen ihrer nur sieben sein; ist eine Veranlassung da, eine Sclavin zu diesem Range zu erheben, so wird eine der Damen zurückgestellt.

Alle Kadinen haben gleiche Rechte, doch erhält die älteste den Ehrentitel Großkadine, und diejenige, welche den ersten Sohn und also den Thronfolger geboren, wird als zukünftige „Sultan-Mutter" (Walide-Sultan) schon allein deshalb mehr geehrt, weil sie später, nach der Thronbesteigung, nicht ganz ohne Macht und Einfluß zu sein pflegt. Aeußerlich jedoch wird kein Unterschied gemacht; die sieben getrennten Haushaltungen sind in Bezug auf räumliche Ausdehnung und Kostbarkeit der Einrichtung völlig gleich; jeder derselben ist zur Bedienung die gleiche Anzahl von Lalas und Sclavinnen beigegeben; das Nadelgeld beträgt monatlich fünfundzwanzigtausend Piaster, wovon nur der Putz und

der Firlefanz zu bestreiten ist. In früheren Zeiten gab es eine officiell anerkannte und „Khasseki“ benannte Favoritin, ein Titel, der jetzt verschwunden ist, obgleich sich zu dem Amte wohl noch die Trägerin finden möchte, denn — „Ihr kennt Eure Frauen nicht alle gleichmäßig lieben!“ sagt der Koran.

Außer den Haushaltungen der Kadinen birgt der Harem noch die getrennten Residenzen der sämmtlichen Sultanas, deren Dienerinnen-Troß, dem höheren Range entsprechend, auch bedeutend größer ist. Die Sultanstöchter erhalten natürlich die verhältnißmäßig sorgfältigste Erziehung; man hat wohl Acht, ihre mit dem Bewußtsein ihrer hohen Geburt wohl ausstaffirten Köpfchen mit einem Nimbus zu versehen, der auch dann nie verblaßt, wenn dieselben sich dem Ehegesetz gebeugt. Gebeugt ist nicht der richtige Ausdruck, denn das allgemein gültige Ehegesetz macht den Sultanas gegenüber eine Ausnahme. Wenn die Politik es nicht verlangt, daß die junge Prinzessin an irgend einen reichen und mächtigen Pascha, den man fesseln will, vergeben wird, so wird einfach über diesen oder jenen Heiraths-Candidaten verfügt. Wehe, wenn der Betreffende auch nur eine Miene macht, sich der hohen Ehre, den Sultan-Gemahl abzugeben, entzieht! Man würde ihm das nie

verzeihen! Der Sultan-Gemahl, der meist der Sohn eines hohen Würdenträgers, steht nach Vollziehung des Trauungsactes formell und factisch unter dem Scepter vulgo Pantoffel seiner hochgeborenen Frau, welcher er übrigens keine zweite zur Seite setzen darf. Dieselbe muß der Etikette gemäß von vornherein die Spröde und Unnahbare spielen, und es wäre nicht standesgemäß, wollte man seine eigene, ganz besondere Laune walten lassen, der gegenüber der in die Ehe gepreßte, bedauernswerthe Gemahl willenlos ist. Die Entschleierung wird nur gewährt, wenn sie gehörig durch allerlei Acte der Unterwürfigkeit erfleht wird. Früher wurde dem Eidam seitens des kaiserlichen Schwiegervaters am dritten Tage nach der Hochzeit eine Keule gesandt, um damit die Sprödigkeit seiner Frau zu erschlagen; — heute ist die Keule abgeschafft, nachdem sie in Wirklichkeit wohl nie zur Action gekommen sein dürfte.

Bei der Thronbesteigung des erstgeborenen Sohnes erhält, wie schon erwähnt, die Mutter desselben den Titel „Walide-Sultan“. Sie steigt damit plötzlich zu einem Range, dem nur der des Sultans überstellt ist. Sie hat ihren eigenen Hofstaat und ihre eigene Residenz, sie hat ihre eigenen Launen und ihre eigene Politik; ihr jährliches Ein-

kommen wird auf siebenhunderttausend Thaler geschätzt*). Die Walide-Sultan genießt fast dieselben Ehrenbezeugungen, wie ihr Sohn selbst; sie wohnt den feierlichen Ceremonien bei, während denen sie, unter einem Wulst kostbarster Schleier vergraben, neben dem Throne pagodenhafte Wache hält. Ihr öffentlicher Aufzug gestaltet sich fast immer zu einer Sehenswürdigkeit. Mag sie die azurnen Wasserwege des Bosporus benutzen oder einen Ausflug zu Lande nach den schönen Punkten der unvergleichlichen Umgebung der Osmanen-Stadt unternehmen, stets zieht sie einen prunkenden Schweif von Lalas, Hofdamen und Dienerinnen hinter sich her.

Der Haushalt des Harems wird ausschließlich von Frauen bedient, deren Zahl variirt; meist beträgt dieselbe dreihundertfünfzig, wovon hundertfünfzig schwarze Sclavinnen sind. Es ist klar, daß hier nur Ordnung aufrecht zu erhalten ist durch Befolgung der strengsten Haus-Disciplin und stricte

---

*) Den Sultanas werden meist die Einkünfte gewisser Domänen als Dotation überwiesen; die eine erhält den Ertrag der Mastix-Steuer der Insel Chios, eine andere lebt von den Schwämmen von Naxos, jene zehrt von der Olivenernte von Lesbos, und dieser wächst das Nadelgeld in Gestalt von köstlichem Tenedos-Wein.

Beobachtung einer bis auf das Kleinste sich erstreckenden Etikette. In der That ist im Harem jede Gewalt und jedes Amt in seinen Befugnissen und Pflichten genau abgegrenzt. Sieben hohe weibliche Beamte führen die Aufsicht, nämlich die Khat Koda (Oberhofmeisterin), ohne deren Genehmigung nichts im Harem geschieht; sie verhandelt mit dem Palastmarschall des Selamliks direct. Ferner die Schatzmeisterin, die Aufseherin der Kleider und Wäsche, die Aufseherin der Tafel-Services, die Secretärin, die Bade-Inspectorin, die Proviantmeisterin.

Die Sclavinnen werden in vier Klassen eingetheilt: die Gedeklik (Auserwählte), die Usta (Aufseherinnen), die Schahzirda (Novizen) und die Dscharja (gewöhnliche Sclavinnen). Die Zahl der ersteren beträgt nur zwölf. Es sind die schönsten, gebildetsten und gewandtesten des Harems, diejenigen, aus deren Reihen die Kadinen entnommen werden. Sie haben eigene Zimmer und Bäder und werden von den Sclavinnen der dritten und vierten Klasse bedient; auch sind ihre Kleidung und ihr Schmuck sehr kostbar.

Die Usta werden in so viele „Oda“ (Zimmer, Abtheilung, daher auch die Bezeichnung Odalik) getheilt, als es Kadinen oder unverheirathete Sultanas

giebt, deren Dienst sie als Gesellschafterinnen, Verwaltungsfrauen und Haushälterinnen unterstellt sind.

Zur Ergänzung der beiden vorhergehenden Klassen dienen die Schahzirda, welche sich gleichsam noch in der Dressur befinden. Die letzte Klasse, die Dscharja, sind sämmtlich Negerinnen, zur Verrichtung des Dienstes in der Küche und in der Kinderstube bestimmt.

Auch diese beiden Klassen werden wie die Usta in Odas getheilt, wovon jede Oda wieder einer Usta, die sich zu diesem Controle-Dienst eignet, unterstellt ist. Die Disciplin ist sehr streng; an Schlägen mit dem Absatz des Pantoffels oder gar mit dem Kantschu fehlt es nicht, ebenso wird Arrest beliebt; — zerbricht eine Sclavin irgend ein kostbares Gefäß, so erhält sie ein Schandzeichen auf den Arm gebrannt, was entschieden zur Vergrößerung der Geschicklichkeit beitragen soll.

Die Odas werden bei Tage, wie bei Nacht, auf das Strengste überwacht. Ihre Schlafzimmer sind fast wie in Gefängnissen gehütet, d. h. eine Lampe beleuchtet zugleich das Schlafzimmer und den Gang zu demselben, in dem ein schwarzer, bewaffneter Lala Wache hält. Die Nachtwache beginnt genau um zehn Uhr Abends, worauf dann Feuer

und Licht, mit Ausnahme jener Wächterlampen. gelöscht sein müssen.

Beköstigt werden die Sclavinnen aus besonderen Küchen, und zwar sind die Mahlzeiten, welche reichlich bemessen werden, für jeden Tag der Woche vorher bestimmt. Die Mahlzeiten bestehen aus fünf bis sechs Gängen, Zuckerwerk, Eingemachtem und Kaffee nach Belieben. Jede Oda speist allein für sich. Die Kleidungsstücke müssen von den einzelnen Odas aus eigens dazu geliefertem Zeuge selbst angefertigt werden, wodurch dieselben eine uniformartige Gleichmäßigkeit erhalten. Zum Empfange von Geschenken und Backschisch giebt es reichliche Gelegenheit; will eine Sclavin heirathen, so erhält sie eine, der betreffenden Klasse entsprechende Aussteuer.

In folgender Weise ist nun der Verkehr des Sultans mit seinem Harem geregelt. Selten betritt der Sultan das Haremlik bei Tage; er läßt gegen Abend zu einer bestimmten Stunde der Khat Koda melden, welche seiner Kadinen die Ehre haben wird, seinen Besuch zu empfangen. Diese theilt die Meldung der Usta der betreffenden Dame mit. Alle Kadinen sollen der Etikette gemäß nach der Reihe besucht werden, doch „Gott ist barmherzig!“, und es kommen Nieten vor. Nachdem Se. Herrlichkeit

das fünfte oder Nachtgebet verrichtet, erscheint er in der Thüre, welche das Selamlik vom Harem trennt. Hier entfernen sich die escortirenden Diener mit Ausnahme der schwarzen Lalas. Die Thüren, welche passirt werden, schließen sich auf das Sorgfältigste, Niemand darf sich auf dem Gange, der zur Wohnung der betreffenden Kadine führt, sehen lassen, und es soll im ganzen Harem die größte Stille herrschen.

In dem Empfangszimmer der Kadine harrt diese, von ihren Sclavinnen umgeben, des hohen Besuchs. Es wird Zuckerwerk, Scherbet, Kuchen, Kaffee und Eis gereicht, wobei die Zärtlichkeit der Geberin sich in der Bereitung des Gereichten und in der Fülle des Aufgetischten zeigen mag. Sind Kinder da, so beschäftigt man sich mit diesen; etwa auftauchende Langeweile wird durch Erzählungen der Meddah (Märchenerzählerin), durch Musik-Aufführungen und Tänze verscheucht. Um die gewöhnliche Zeit der Ruhe zieht sich der Sultan in seine Privatgemächer zurück, nicht ohne reichlichen Backschisch für die Dienerinnen hinterlassen zu haben.

Es ist mit diesen Privatgemächern eine Reihe von Zimmern im Harem selbst gemeint. Der Sultan hat hier fünf Schlafgemächer zu seiner Disposition,

sämmtlich auf das Kostbarste eingerichtet. Jedes hat einen Doppel-Divan, auf dem sich die erhabenen Glieder während der Nacht ausruhen. Eigentliche Betten kennt der Orient bekanntlich nicht; es wird ein Lager auf dem Divan oder auf dem Teppich aus Seidenkissen und Seidendecken hergerichtet und darüber zum Schutz gegen Mücken eine Art Zelt aus Gaze gespannt. Auch findet kein Entkleiden statt, höchstens werden die oberen Kleider abgelegt und durch ein dunkles, mit Gold besäumtes Seidengewand ersetzt. Dem Umstande, daß dieselben Kleider Tag und Nacht anbehalten werden, ist es zuzuschreiben, wenn der Anzug, besonders bei den Frauen, oft bei aller Eleganz der Confection und Kostbarkeit des Stoffes, den Eindruck des Unordentlichen macht, der noch dadurch erhöht wird, daß die meist sehr wenig compacte Form der Speisen und das Genießen derselben mit den bloßen Fingern Gelegenheit zur Ansammlung von allerlei Flecken bietet.

Zum Frühgebet, das zwischen der Morgenröthe und dem Sonnenaufgang verrichtet werden muß, begiebt sich der Sultan in ein Seitenzimmer, wo ihm eine Gedeklik die Hände mit Wasser begießt und ihm ein gesticktes Handtuch reicht. Die Gefäße hierzu sind von besonderer Kostbarkeit, ebenso wie der Gebets-

teppich, auf dem er niederkniet, um das vorschrifts=mäßige Gebet zu verrichten. Demnächst Frühstück aus leichten Fleischspeisen, Confect und Früchten. Meist, auf jeden Fall am Freitag, begiebt er sich dann in's Bad. Sowohl im Selamlik, wie im Harem hat er Baderäume zu seiner Disposition, deren Ausstattung die Beschreibungen aus „Tausend und eine Nacht" verwirklichen möchte. Da schimmern die Wände von gezacktem Marmorschnee, und das Kuppelwerk aus Alabaster läßt mysteriös=wohlige Dämmerung herein. Purpurdamast verhüllt die Thüren, und in den lauschigen Nischen dampfen die köstlichsten Wohlgerüche und sprudelt das par=fümirte Wasser aus goldenen und silbernen Röhren. Nach fränkischen Begriffen mag es anstößig er=scheinen, wenn der Sultan im Bade des Harems von Frauen bedient wird, doch geschieht dies mit äußerst ceremoniellem Anstande seitens der ältesten Ustas. Die jüngeren Chalaiks erscheinen nur in den vorderen Zimmern, die zum Bade führen, und erhöhen dann den Kiëf (Wohlbehagen) des Gebieters durch Erzählung und Gesang.

Ueberhaupt hat der Sultan nie Gelegenheit, mit Frauen, die ihn bedienen, allein zu sprechen; stets wacht über ihn das argwöhnische Auge der

Usta. Es würde im höchsten Grade etikettewidrig sein, wollte er im Zimmer einer Kadine oder in seinem eigenen eine Sclavin oder Gedeklik besonders auszeichnen. Immer wieder bildet die Harems-Etikette und die strenge Hausordnung eine Schranke für die plötzlich etwa sich geltend machenden Launen des Gebieters. Und sollten alle diese Vorschriften den Willen desselben nicht zu zügeln verstehen, so würde doch jede Ueberschreitung durch das wachsame Auge der Khat Koda oder durch die Eifersucht der Kadinen verhindert werden. Die Erzählungen von den Orgien im kaiserlichen Serai und die Abgeschmacktheiten, die hierüber dem Fremden in Stambul aufgetischt werden, sind reine Erdichtungen, die wohl darin einigen Anhalt finden, daß zuweilen in den Staatszimmern des Harems große Réunions der sämmtlichen, durch Schönheit und Kunstübung courfähigen Frauen veranstaltet werden, wo mimische Tänze und Vorstellungen zur Aufführung kommen, die an Decenz die großen Ballets der europäischen Hofbühnen manchmal beschämen würden. Wie wenig der Sultan es wagen darf, sich über die Grenzen der Schicklichkeit hinwegzusetzen, beweist das Schicksal des im Jahre 1648 wegen Verletzung der Haremsgesetze und Mißbrauch seiner Gewalt über seine Sclavinnen ermordeten Sultans Ibrahim.

Das berüchtigte Gesetz Suleimans des Großen, welches die Ermordung der nachgeborenen Prinzen gegen die Satzungen der Natur und des Korans statuirte, ist schon längst der fortschreitenden Cultur gewichen, doch fand noch bei Lebzeiten des jetzigen Geschlechtes eine Einsperrung der unglücklichen Prinzen in dem sogenannten „Käfig", einem versteckten Pavillon des Serai, statt, wo man durch allerlei unmoralische Mittel dieselben binnen wenigen Jahren langsam aus der Welt zu schaffen wußte. Dies ist der größte und, will man sich einmal auf den Standpunkt der Polygamie stellen, der einzige moralische Schandfleck, der dem kaiserlichen Harem anhaftet.

Es würde zu weit führen, wollten wir auch noch das Personal der anderen Palasthälfte einer näheren Prüfung unterziehen. Dasselbe übertrifft an Zahl bei Weitem dasjenige des Harems. Man zählt mit Einschluß der Leibwache, der Bootsleute und des Marstallamtes nicht weniger als zweitausendvierhundert Personen, welche alle innerhalb oder doch in der Nähe des Palastes untergebracht und auf Kosten des Sultans ernährt und bekleidet werden. Jedoch dürfte im Vergleich zu dem Haushalt eines Großveziers oder „Pascha's mit drei Roßschweifen"

diese Zahl gar nicht einmal zu groß erscheinen, besteht doch deren Diener-Apparat aus hundert männlichen und wohl sechzig weiblichen Untergebenen. In früheren Zeiten hatten die Paschas von Damaskus, Bagdad oder Widdin sogar bis zu zweitausend Bedienstete.

Der Hofämter giebt es vierundzwanzig, wobei bemerkt werden muß, daß die Bekleidung dieser Hofämter nicht etwa wie an europäischen Höfen ein Privilegium gewisser Adelsfamilien bildet. Einen Adel kennt ja die Türkei nicht, und es ist jedem Sclaven gestattet oder doch, bei einigem Talent zum Bücken und Schmeicheln, möglich gemacht, zu den einflußreichsten Stellen des kaiserlichen Serai sich emporzuschwingen. Ein Beispiel hiervon giebt die Macht, welche heute noch traditioneller Weise dem Kißlar-Agassi, dem Obersten der Eunuchen, der doch aus dem Sclavenstande hervorgegangen, in allen Fragen der Palastpolitik, ja sogar in hochwichtigen Staatsfragen vorbehalten bleibt. Es gab Zeiten, wo thatsächlich dieser Kißlar-Agassi, welcher beiläufig seinen eigenen, großartigen Hofstaat mit Einschluß eines Harems besitzt, das Scepter des Monarchen in Händen hielt, und manchmal mag das Blut von Tausenden geflossen sein, wenn es die Laune des dunkelfarbigen Machthalters so beliebte.

Was die Hof-Etikette des Selamliks anbelangt, so ist diese nicht minder durch die minutiösesten Vorschriften eingeengt, wie jene des Harems. Die große Ehrfurcht, welche der Türke vor dem Padischah, dem Haupte des Islam, zur Schau trägt, hat diese Etikette zu einem schwer zu durchdringenden Dornengestrüpp gemacht. Wie im Heiligthume der Moschee vor Allah selbst, fällt der Gläubige vor dem Sultan nieder, die Kniee dreimal mit dem Boden berührend, als Zeichen der wurmartigen Nichtigkeit; als besondere Gunst wird ihm das Küssen, nicht des Pantoffels, wie beim heiligen Vater, sondern der Franzen des Thronsessels gestattet. Es sei hier noch erwähnt, daß entgegengesetzt der Aengstlichkeit, mit der die Frauen jeglichem öffentlichen Leben abgeschlossen werden, dieselben zur Audienz beim Sultan vorgelassen werden und zwar ohne Schleier. Der Sultan ist der einzige Moslem, welcher das Antlitz fremder Frauen sehen darf, ohne daß diese dadurch ehrlos würden — bei so vielen Unfreiheiten und Beschränkungen, die dem „armen Manne“ jeden Schritt erschweren, ein nicht zu verachtender Vorzug.

Was die äußere Erscheinung des kaiserlichen Hofhaltes anbelangt, so ist dieselbe einfacher und prunkloser, als es den orientalischen Ansprüchen an

Pracht und Luxus entsprechen dürfte. Schon längst haben die Würdenträger der hohen Pforte, wie die Beamten des Hofes ihre gold- und edelsteinstrotzenden Costüme gegen die einfach zugeschnittene Reformgewandung eingetauscht, welche bei Hofe sogar sich einiger Geschmacklosigkeit erfreut, denn schön sehen jene schwarzen oder dunkelblauen, übermäßig langen Leibröcke gerade nicht aus, und der über die Ohren reichende, cassérolförmige Fez verleiht dem darunter halb versteckten Gesichte durchaus nicht den Ausdruck der Intelligenz. Die Kutscher und Lakaien sind in eine Art Livrée gekleidet, welche aus einem ungarischen, schnurbesetzten Rock und galonnirten Beinkleidern besteht. Das Tragen des Vollbartes ist bei Hofe allein dem Padischah vorbehalten, die Hof-Etikette gestattet nur den bescheidenen Schnurrbart. Fällt ein Hofmann in Ungnade, so wird ihm bedeutet, er möge, fern im Schatten seines Landhauses drüben auf der kleinasiatischen Seite, „sich seinen Vollbart wachsen lassen“ — jedenfalls eine ganz höfliche Weise der Entlassung und weniger verhängnißvoll, als die berüchtigte seidene Schnur, welche die früheren Machthaber ihren Ex-Günstlingen zuzusenden beliebten.

Ueber die Kosten des Unterhaltes, welche der

kaiserliche Hof beansprucht, ist es schwierig, genaue Angaben zu machen. Außer der Civilliste und den regelmäßigen Revenuen pflegt die kaiserliche Geldtruhe allerlei kleine gelegentliche Zuschüsse aufzuzehren, welche den Provinzen in Form von plötzlich geforderten Steuern abgezapft werden. Bekanntlich ist ja ein türkischer Statthalter fast unbeschränkt im Nehmen. Der Umstand, daß vor diesen habgierigen Händen fast nichts sicher ist, was glänzt nnd gleißt, macht es erklärlich, weswegen der Bewohner der entfernteren Provinzen sich bemüht, möglichst arm zu erscheinen, um dem entsprechend einer hohen Steuer zu entgehen. Ja, der Steuerdruck weist Manchen darauf hin, nicht mehr als eine Frau zu nehmen, denn das könnte den Verdacht der Wohlhabenheit erwecken!

Die Civilliste beträgt nominell vierundzwanzig Millionen Mark; eine Summe, die, obgleich sehr hoch, dennoch nicht hinreicht, den sämmtlichen Forderungen, die an den Hofsäckel seitens des zahlreichen Schmarotzertrosses und des Harems gestellt werden, zu genügen. Es sollen nicht weniger als vierzehntausend Personen aus dieser Quelle schöpfen. Die Bestechlichkeit und die Unterschleife, welche in den Provinzen an der Tagesordnung sind, werden natür-

lich im kaiserlichen Serai auf die höchste Spitze getrieben. Ein Jeder späht nach der Gelegenheit, das Seinige auf die Seite zu bringen, und das wird gar nicht einmal für unmoralisch gehalten. Die jährlichen Ausgaben für Instandhaltung der Paläste erreichen eine fabelhafte Höhe — man spricht von acht Millionen Thalern. Erklären lassen sich diese Summen dadurch, daß die großherrliche Laune etwas Besonderes darin sucht, die Residenzen von Zeit zu Zeit gänzlich neu auszustatten; man hat nachgewiesen, daß durchschnittlich alle vier Jahre die Hauptpaläste im Inneren ihr neues Gewand erhalten. Und dann giebt es ja allerlei hübsche, verführerische, in blühendes Leben verkörperte Launen dort drüben im Harem, welche sich durchaus nicht mit Versprechungen und falschen Edelsteinen befriedigen lassen, sondern nur das Kostbarste für genug halten.

Zehntes Kapitel.

Etwas vom Essen.

„Der Araber ißt, bis er gesättigt, der Türke, bis er platzt“, — das ist ein culinarischer Weisheitsspruch, über dessen Zutreffen Niemand zweifeln wird, der einmal mit Türken gespeist und Türken speisen gesehen hat. Ein Franke würde unter Umständen das letztere Schauspiel dem ersteren Genusse vorziehen, denn in dem „bis er platzt“ liegt schon die Unmanierlichkeit ausgedrückt, mit der der Türke sich seinen Speisenüberfluß, nicht -Bedarf, zuzuführen pflegt. Es möchte diese Unmäßigkeit Wunder nehmen in einem Klima, welches durchaus keine massenhafte Stofferzeugung nothwendig macht, und es wird dadurch die sprüchwörtliche Genügsamkeit des Südländers im Essen und Trinken Lügen gestraft. Eine solche Unmäßigkeit findet sich aber nur bei den gebildeteren tür-

kischen Klassen; der Arbeiter, der arme Mann ist mit einer Handvoll Früchte, etwas hartem Brode und einem Trunke frischen Wassers zufrieden, ähnlich wie der Süd-Italiener, der jedoch dem Wasser den billigsten Landwein vorzieht, welcher ja dem Muselmanne untersagt ist. So wäre also die bis zum „Zerplatzen“ ausgebildete Eßsucht des gebildeten Türken eine künstliche Angewöhnung, eine Art Rohheit, wenn man will, welcher keine Cultur der Welt jemals wird beikommen können; denn der Türke ißt nicht allein viel, er ißt auch gut, er ist Gourmand und Gourmet zugleich, und der Letztere ist wohl derjenige, welcher den Ersteren auf dem Gewissen hat.

Dieser Hang zum Tafeln mag schon seit alten Zeiten existiren; alte Lieder berichten uns von den erstaunlichen Leistungen berühmter Gourmets. Bei den Festgelagen Timur's und des Schah Suleiman kamen viele hunderte gebratener Schafe, Pferde und Kameele, ganze Reihen von Honigfässern und Rahmschüsseln zur Verwendung. Welche Wichtigkeit man der Kochkunst beigemessen, beweist der Umstand, daß den Köchen als Schutzpatron Niemand anders, als unser Aeltervater Adam vorgesetzt ist. Jedes Gewerk und jeder Stand hat bei den Türken seinen

eigenen Schutzpatron oder Urheber, ähnlich wie bei den Christen; so ist Eva die Schutzpatronin der Badefrauen, sie hatte zuerst das Baden der Enten und Gänse im Paradiese nachgeahmt: Kain war der erste Todtengräber, Noah der erste Schiffbauer, Abraham steht den Barbieren vor, auch war er der Erste, welcher graues Haar bekam, Jacob gilt als der Erfinder des Kiëf, Daniel war der erste Dolmetsch, weil er die mystische Schrift in Belsazar's Bankettsaal entzifferte ꝛc. Die Zunft der Kababdschis, d. i. Köche, nimmt einen ansehnlichen Rang ein, verschmähen es doch nicht die Paschas, ja selbst die Sultanssöhne nicht, sich in der Kunst des Kochens und Bereitens besonders gesuchter Leckerbissen auszubilden; das Mischen von Getränken ist eine Art geheimer Lieblings-Sport der Großen, und wir werden einzelne Getränke und Gerichte kennen lernen, deren Zubereitung eine Art Privilegium solcher hochgestellter Dilettanten bildet.

„Kababdschi" bedeutet eigentlich Garköche, d. h. die Besitzer jener ladenähnlichen Küchen, wie sie sich in verschiedenen Stadttheilen mit ziemlich appetitlich auf Marmortischen ausgelegten Fleischwaaren, Gemüsen, Früchten dem Eßlustigen darbieten. Eigentliche Restaurants im fränkischen Sinne giebt es nur

in Pera und Galata; die genannten Küchen haben neben den Feuerstellen nur nothdürftigen Raum im Hintergrunde des Locals zur Aufnahme von Gästen. Unter diesen öffentlichen Kababdschis unterscheidet man zwei Klassen, die vornehmere, welche sich nur mit Hammeln befaßt, und die geringere, welche Gerichte aus Schaffleisch für die niedern Stände feil hält.

Die Reicheren haben natürlich ihre gut bezahlten Köche, meist Armenier und Griechen, die minder Bemittelten begnügen sich mit dazu angekauften Negersclavinnen. Einen besonders reinlichen Eindruck machen weder die öffentlichen noch diese Privatküchen, man bekommt mehr den Eindruck, daß hier tüchtig gemanscht und gemischt, als daß gekocht wird. Es tritt hier wieder einmal das auffallend schwankende Reinlichkeitsbedürfniß des Türken hervor: viel Bäder und Waschungen, also Reinlichkeit des Körpers, und dabei Mangel an weißer Wäsche und Auftragen der Kleider bis zum Abfallen; Sauberkeit in den Wohnungen, Unsauberkeit in den Küchen, schmutzige Straßen und wieder reinliche Häuser u. s. w.

Betrachten wir nun einmal die Hauptnahrungsmittel, so nimmt die erste Stelle unstreitig der Reis ein. Er ist das Nationalgericht der Türken nicht allein, sondern des ganzen Mittelasiens bis nach

China hin. Er ersetzt in vielen Provinzen das Brot und wird sogar im gekochten Zustande in Leder-gurten auf Reisen mitgenommen. Ohne Zuthat von Reis läßt sich kein Gastmahl denken; während der „Pilaw", das Reisgericht, in der Türkei die Tafel beschließt, bildet er in Persien und im Osten das Hauptgericht, ja die Perser, diese „Leute von ver-feinertem Geschmacke", wie sie sich nennen, thun sich nicht wenig zu Gute auf die Bereitung ihrer hun-derterlei Pilaw- oder Tschilaw-Arten. Am ver-breitesten ist der einfache Pilaw, welcher nur aus langsam in Hammelfett, Butter oder Oel gekochtem Reis besteht. Der Gold-Pilaw hat seinen Namen von dem Safran-Zusatze, der demselben eine dunkle Goldfarbe verleiht. Dem persischen Pilaw dagegen werden allerlei Ingredienzien, als Fleisch, Muscheln, Austern, Pflaumen, Rüben ꝛc. zugesetzt.

Nächst dem Pilaw sind Gemüse und Hülsen-früchte beliebt; speciell der Kohl bildet, in einge-machtem Zustande, eine Lieblingsspeise der unteren Klassen. Während der Perser dergleichen gerne im ungekochten Zustande genießt, hat sich die türkische Kochkunst mit besonderem Eifer auf die Zubereitung von Gemüse-Pasteten geworfen. Es sind dies die schmackhaften „Dolmas", deren es wohl fünfzig

Arten giebt. Dieselben bestehen aus einer Mischung von gehacktem Fleisch, Reis, Kohl, Schoten, Artischocken u. s. w., welche in eine ausgehöhlte Melone oder einen Kürbis gefüllt oder mit Kohlblättern umhüllt wird; die Füllung in junge, grüne Kürbisse gilt als ein besonderer Leckerbissen. Da die Dolmas mit Olivenöl gebacken werden, so genießt man sie auch im kalten Zustande, besonders auf Reisen und Ausflügen.

Sowohl in Bezug auf die Qualität der Zubereitung, als die Massenhaftigkeit des Consums ist das Fleisch erst in dritter Reihe zu nennen; es vermag in keiner Weise jene kräftigende Wirkung auszuüben, wie im westlichen Europa. Man röstet es über dem Roste oder am Spieße, bis es in Stücke zerfällt; man kocht es, bis es sich in Fasern auflöst; — bekanntlich braucht man beim Genuß des Fleisches ja kein Messer. Rindfleisch wird selten gegessen, Schweinefleisch, als das Fleisch von einem Thiere mit borstigem Haar, ist durch den Koran ausgeschlossen; es bleibt daher nur das Hammel- und Schaffleisch übrig. Wie schon bemerkt, ist der Hammel gesuchter als das Lamm; besonders zu den Pilaws wird er mit Vorliebe verwandt. Hammel mit Pilaw ist das Leibgericht der Türken. Die

Zubereitungsarten des Hammel- und Lammfleisches sind: Gana (gekochtes Fleisch in gewürzter Brühe), Kalab (kleine auf den Spieß gesteckte Fleischschnitzel), Kyama (gehacktes Fleisch). Eine Art officielle Rolle bei Festlichkeiten, kirchlicher Feier oder privaten Gedenktagen spielt das im Ganzen und als Schaugericht aufgestellte Lamm. Will man ein solches Lamm braten, so legt man es mit Korinthen, Mandeln und Pistazien-Nüssen gefüllt in eine tiefe Schüssel, stellt diese in ein tiefes Loch und bedeckt das Ganze mit glühenden Kohlen — ein Leckerbissen ersten Ranges, wie Einheimische und Fremde behaupten. Wild und Geflügel wird selten gegessen, wenigstens von den Orthodoxen, denn ein Thier, das nicht nach dem Ritus geschlachtet oder getödtet ist, gilt als nicht erlaubt. Beim Schlachten soll das Thier nämlich mit einem Schlage des Messers in den Nacken getödtet werden, nachdem man vorher in feierlicher Weise den Namen Gottes angerufen. Das rituelle Schlachten eines Hammels gilt als verdienstlich, „einen Hammel schlachten“ ist so gut, wie Buße thun, und ein Lügner und Betrüger kann sich nicht besser bei seiner Umgebung rehabilitiren, als daß er einen oder, je nach der Größe der Schuld, mehrere Hammel zum Besten giebt.

„Wahre Gläubige sind süß, sauer die Ungläubigen," dieser Spruch beweist die große Vorliebe des Türken für Süßigkeiten. Es giebt, wie eine Schleier-, Blumen- und Fingersprache, so auch eine Confect-Sprache, mit allerlei Zuckerwerk wirksam in Scene gesetzt, wobei nicht allein die sogenannten „Todtenbeinchen" und „gebackenen Menschenherzen" und ähnliche phantastische Backwerke eine Rolle spielen, sondern auch Zuckerstangen, candirte Früchte und Bonbons. Die türkischen süßen Speisen und Confecte sind von größter Mannigfaltigkeit; erstere werden zwischen die anderen Gerichte nach Belieben eingeschaltet, mögen die letzteren nun gesalzen oder sauer gewesen sein — variatio delectat! Ißt man doch auch Früchte mit Käse zusammen; Confecte nascht man, wenn es gerade beliebt, zum Frühstück, während der Tafel, als Zeitvertreib, aus Höflichkeit, denn neben Kaffee, Scherbet und Limonade wird dem Gaste auch Zuckerwerk angeboten. Bei Hochzeitsfesten werden ungeheuere Quantitäten davon verzehrt. Der Patron des Gewerbes der Confiseure ist Omar Halwadschi, ein Zeitgenosse und Vetter des Propheten, welcher die Ehre hatte, für Mohameds wohlgefüllten Harem das „Halwa", ein Zuckerwerk, wovon jener seinen Namen hat, zu liefern.

Mohamed selbst liebte eine solidere Kost, obgleich er den Gläubigen den Genuß des Zuckers empfahl; Lammeskopf in Knoblauch geschmort und eines jungen Kameeles Eingeweide mit Zwiebeln sollen seine Lieblingsspeisen gewesen sein.

Das Halwa ist eines der beliebtesten Leckerbissen aller Klassen; in allen Straßen begegnet man Halwadschi's, welche das klebrige, aus dem öligen Mehl des Sesamkornes und Honig bestehende Gebäck ausrufen; große Quantitäten werden nach den Provinzen versandt, und selten reisen Türken ohne einen bedeutenden Vorrath davon. Neben dem Halwa ist „Muhalibi" sehr beliebt, ein Blanc-manger aus Reismehl, welches zu einer consistenten Sülze verkocht und durch Rosenwasser, Extract von süßen Früchten, Honig und Syrup versüßt ist.

„Die Liebe zu Süßigkeiten entspringt aus dem Glauben," hat der Prophet gesagt, und man kann den Spruch noch heute als Reclame über den Zuckerbäckerläden sehen. Diese Geschäfte gehen alle sehr gut, und vor den Buden des „Schekarlama" (Zuckerwerk im Allgemeinen) wächst nie Gras. Es mögen hier noch einige der beliebteren Sorten genannt werden, zuerst das „Rakhatlakum" (Kehlberuhiger), eine gallenartige Substanz aus dem Fleisch weißer

Trauben und Maulbeeren, feinem Mehl, Honigzucker, Rosenwasser und Aprikosenkernen. Dann das „Poghadscha“, ein fetter Kuchen von Mehl und Butter, „Kataif“ (geschnittener Sammet) aus Maccaroni, Vermicellen und geschlagener Sahne — ein Confect, mit dessen Anfertigung sich die müßigen Hofleute abgeben; ein Serai-Kataif zu bereiten, welches werth wäre, einem Sultan vorgesetzt zu werden, ist das Ideal eines höfischen Strebers. Da sind ferner die in feinen Glasbechern feilgebotenen Confituren aus Orangen, Citronen, Feigen, Melonen, Quitten und Granatäpfeln, die auf Stäbchen aufgereihten, getrockneten und candirten Früchte — man sieht, der Türke ist auch in dieser Beziehung ein strenger Anhänger seines Glaubens, der ja den Genuß der Süßigkeiten gebietet. Einem Europäer werden die meisten dieser Confecte widerlich süß vorkommen, und er wird sich schwer an das Einerlei des Alles durchdringenden Rosenwassergeschmackes gewöhnen.

Wenden wir uns nun zu den Mahlzeiten selbst. Es giebt zwei Hauptmahlzeiten, das Dejeuner, welches nach dem Mittagsgebet eingenommen wird und aus vier bis fünf Schüsseln: Fleisch, Dolmas, Pasteten, Gemüse und Kaffee besteht; ferner das Diner, welches unmittelbar nach dem „Akscham“ (Abendgebet) ser-

virt wird. Als zweites Frühstück wird nach dem früh eingenommenen Kaffee „Jaurt“ (süße Sahne mit Honig und Butter) beliebt, ferner Früchte, Caviar, Scherbet und Kaffee. Die Zahl der Gänge bei einem Diner richtet sich nach der Anzahl der Gäste; es gehört zum guten Ton, möglichst viele Gerichte aufzustellen, denn da diese Gerichte sehr schnell präsentirt und, kaum berührt, wieder weggenommen werden, so muß auch schon eine große Anzahl derselben hintereinander folgen, um dem Diner einige Dauer zu verleihen. Als Beispiel geben wir den folgenden Speisezettel eines türkischen Diners zu sechs bis acht Personen:

Tschehria tschorbaschi (Stadtsuppe) aus Hammelfleischbrühe, Vermicelle, Eiern und Weinessig.

Ormam Kababi, ein ganzes geröstetes Lamm.

Puff beurighi, Käse-Puffs.

Nohut hanissi, Hühner-Fricassée mit einer Sauce aus Nüssen und Pfeffer.

Fernik halwassi, eine süße Mischung von Semolina, Butter und frischem Honig.

Japrak oder Lani Dolmassi, Dolmas in Kohlblätter oder saurem Kürbis.

Elmassia (der Diamant), Kälberfüße, gebacken.

Kataif, Pfannkuchen (oben beschrieben).

Assida, eine Pastete von Semolina, mit Bahmia verziert und in einer kräftigen Sauce geschmort.

Gülatsch (die Rosenschüssel), eine Art Crême, mit feiner Stärke verdickt und mit Rosenwasser übergossen.

Zerdeh Pilaw, Gold-Pilaw.

Khoschab, liebliches Wasser.

Ein Speisezimmer kennt der Türke ebensowenig, wie ein Schlafzimmer. Dort in der Ecke, wo der Hausherr vielleicht die letzte Nacht in guter Ruhe hingebracht hat, wird jetzt etwa die Gasttafel aufgestellt. Dazu gehört nicht sehr viel. Eine runde, nur zwei Spannen vom Boden entfernte Tischplatte wird herbeigebracht und neben den Divan gesetzt. Ein messingenes Speisebrett dient statt des Tischtuches; dasselbe hat in der Mitte eine Erhöhung, worauf das jedesmalige Gericht zu stehen kommt. Teller giebt es nicht, ein jeder Gast langt mit dem andern um die Wette aus der gemeinsamen Schüssel; den Platz des Gastes bezeichnet ein Stück Brot und zwei Löffel, von denen der eine aus Ebenholz für die dünnen Speisen, die Suppe und die Ragouts, der andere aus Horn für die süße Sahne und das Khoschab bestimmt ist. Mit diesen Löffeln wird großer Luxus getrieben, sie sind oft so zierlich geschnitzt, mit Korallenstiel und Filigranarbeit versehen, daß man sich fürchtet, sie zu dem betreffenden Gebrauche zu verwenden. Messer und Gabel giebt es nicht, auch keine Trinkgefäße. Die leeren Räume

des Messingbrettes werden mit Schalen geronnener Milch, Schüsselchen mit Salat, Eingemachtem, Caviar, Citronenscheiben und Gewürzen ausgefüllt. Bei Abend dient als Beleuchtung ein vielarmiger, hoher Candelaber, ähnlich wie die Candelaber in christlichen Kirchen.

Auf die Meldung eines Dieners: „Das Essen ist herausgekommen!“ wird den anwesenden Gästen ein Wasserbecken vorgehalten und denselben Wasser über die Hände gegossen; der Wirth kommt zuletzt an die Reihe. Schmale, goldgestickte und mit seidenen Fransen versehene Handtücher werden zum Abtrocknen gereicht. Darauf nimmt man Platz, der Wirth mit dem Rücken der Divan-Ecke zugekehrt, der vornehmste Gast ihm zur Linken. Man sitzt mit untergeschlagenen Beinen, doch ein wenig mit der rechten Seite dem Tische zugekehrt, denn man soll nur mit der rechten Hand essen; es ist im höchsten Grade unschicklich, sich der linken Hand zu bedienen: „nur der Teufel ißt mit der Linken.“ Dieses schwierig scheinende Manöver wird dadurch etwas erleichtert, daß die weiche Form der Speisen ja den Gebrauch des Messers gänzlich ausschließt. In Persien liegt man zu Tische, was noch etwas schwieriger ist. Reicht ein Tisch zur Placirung der Gäste nicht aus, so

wird ein zweiter und dritter hergerichtet. Niemals würde man aus Mangel an Platz einen Gast zur Mittagszeit hinauscomplimentiren; daß sich die überall verbreitete Klasse der Schmarotzer diese Gastfreiheit zu Nutze macht, ist leicht erklärlich. Auf so lächerliche Weise, wie seiner Zeit die allmächtigen Janitscharen, wagt heutzutage jedoch kein Schmarotzer mehr das Gastrecht zu mißbrauchen. Denselben stand nämlich, neben dem freien Essen, eine „Miethe für die Abnutzung der Zähne" zu; wenn ich also einen Janitscharen zu Tische hatte, so mußte ich ihm die Ehre seines Besuches noch mit baarem Gelde bezahlen!

Das Essen beginnt, nachdem Jeder das Gebet „Bismillah" gesprochen. In der Türkei werden die Speisen auf das jedesmalige Geheiß des Wirthes einzeln aufgesetzt und ebenso wieder weggenommen; in Persien kommen alle Gerichte gleichzeitig auf den Tisch, und man hat nicht mehr und nicht weniger Verlegenheit, wozu man zuerst zugreifen soll, als bei den Büffets der Gesellschaften in Europa. Der Wirth taucht seinen Löffel zuerst in die Suppe, er nimmt zuerst von allen Speisen; es soll dadurch dem Gaste angedeutet werden, daß nichts vergiftet sei. Er läßt bei jedem neuen Gerichte ein cere-

monielles „Wohl bekomm es!“ ertönen. Und das ist auch das Einzige, was bei Tische gesprochen wird. Man kennt in der Türkei nicht jene anregende, mit Scherzen und Witzen gespickte Unterhaltung, wie sie ein wohlgewähltes Diner und ein köstliches Glas Wein hervorzutreiben pflegt. Man will ja schnell essen, sich binnen der kürzesten Zeit mit der größtmöglichen Masse füllen, man greift hastig zu und ißt mit einer Schnelligkeit, die etwas Aengstlich-Komisches hat; aber Schnelligkeit ist nothwendig, denn beeilt man sich nicht sehr, so gelangt man kaum zu einem zweiten Bissen, so eilig gebietet der Wirth das Abnehmen. Auf die Weise dauert oft ein großes Diner nur eine halbe Stunde.

Zum Reinigen ist natürlich eine Serviette da, die man jedem Gast auf den Schoß legt. Aber was hilft diese Serviette; will es doch die gute Sitte in der Türkei, daß man nur Zeige-, Mittel- und Ringfinger reinigt; die Perser sind da besser daran, denn sie dürfen alle fünf Finger bis zu den Knöcheln von den Speiseresten befreien. Eine gewisse bei Kindern beliebte Art, sich die Finger zu reinigen, ist nicht ausgeschlossen, ja wird bei besonders geschmackvollen Speisen mit Vorliebe angewandt. Zwischen den einzelnen Löffeln und Handvoll greift

man nach Belieben zu dieser und jener Schüssel, langt sich nach Geschmack eine Citronenscheibe oder ein Radieschen oder sonst etwas heraus. Beim Pilaw, der immer den Schluß der Tafel macht, obgleich er doch ein consistentes Gericht ist, verharrt man am längsten, und es ist erstaunlich, welche Massen davon ein türkischer Magen nach all den vorherigen Strapazen vertragen kann. Das Khoschab ist durch den Ritus geboten, — keine orthodoxe Tafel ohne Khoschab. Dieses Getränk ist nicht mit dem Scherbet zu verwechseln; es besteht aus dem sehr sorgfältig bereiteten Safte eingemachter Früchte, wie Granatäpfel, Pfirsiche, Kirschen, Stachelbeeren 2c., und ist ausnehmend süß. Das Scherbet dagegen wird aus dem Safte von Citronen, Quitten, Orangen, Weintrauben und Maulbeeren gewonnen. Beides ist mit wohlriechenden Essenzen, Moschus, Sandel, Rosen oder Bernsteinöl versetzt. Während das Khoschab nur zum Schluß der Mahlzeiten gereicht werden darf, wird das Scherbet zu allen Tagesstunden genossen, Gefrorenes unter den mannigfaltigsten Formen ebenso.

An sonstigen Getränken wird bei Tische nur Wasser gereicht; Wein ist ja durch den Koran untersagt. Doch geschieht heimlich genug, was nicht

öffentlich geschehen darf, und die Sophistik hilft durch; so wird Champagner z. B. nur als kohlensaurer Trank, nicht als Wein betrachtet. Besser wäre es dafür, man zählte den „Raki“ (Wachholderbranntwein) zu den Weinen, denn dessen Genuß nimmt in trauriger Weise überhand.

Elftes Kapitel.

Etwas über Bildung und Glauben.

Nachdem wir in den vorhergehenden Aufsätzen das Innere des türkischen Hauses durchstöbert, Geheimnisse lüftend, wo solche zu lüften waren, die Spinnwebe des Vorurtheils hinwegwerfend, mit denen die fränkische Phantasie Harem und Haremswesen zu umhüllen gewohnt ist; nachdem wir die Familie und ihre Institutionen kennen gelernt, ihre Gebräuche, ihre Freuden und Leiden, rechtmäßig Gewächs wie Unkraut, gemustert, gewürdigt und verurtheilt, mag uns in diesem Schlußkapitel noch erübrigen, einen Blick in das Innere der türkischen Seele zu werfen, um zu erforschen, wie dies Innere eingerichtet und ausgestattet, wie es möblirt und ausgeschmückt, welche Farbe, welcher Lack oder Firniß zu der allgemeinen Tünche, Bildung genannt, dort in Gebrauch ist. Und da

der Mohamedaner die irdische Hülle seiner Psyche nur als ein dürftiges Provisorium zu betrachten pflegt, so laßt uns sehen, wie das Jenseits beschaffen, auf das der gläubige Flügelschlag dieser Psyche mit einer alle Gefahren verachtenden Zuversicht gerichtet ist.

Die osmanische Wohnung hat längst ihren rein orientalischen Charakter abgestreift, die Kleidung der Türken und Türkinnen hat den Lockungen der kokketten Franken-Mode nicht zu widerstehen vermocht, der Turban ist im Aussterben begriffen, und der Gesichtsschleier wird „dünn wie die Luft“ getragen. Mit der Entrüstung der Altgläubigkeit blickt der asiatische Moslim auf das immer mehr um sich greifende Jungtürkenthum am goldenen Horn hernieder, das nicht allein Fez und schwarzen Gehrock, Schnürbrust und Pariser Bottinen anzulegen sich untersteht, sondern auch mit europäischer Bildung und Wissenschaft auf's Bedenklichste zu liebäugeln beginnt. Ohnehin galt der Osmane nie als guter Mohamedaner, und wenn man in Persien Jemanden bezeichnen will, der jeder guten Sitte bar ist, so sagt man: er ist roh, wie ein Türke! Wenn also dieser rohe Türke sich Bildung aneignen wollte, so mußte er zu uns kommen, meinen die Perser, nicht

aber in täppischer Weise nach dem ungläubigen Westen greifen und sich einen Firlefanz anhängen, der ihn kleidet, wie den Bären das Halsband.

In der That gleicht die Art, wie man am goldenen Horn der fränkischen Bildung sich anzuschmiegen trachtet, einem täppischen, plumpen Zugreifen. Man nimmt ohne viel Wahl das erste Beste, probirt, ob es wohl kleiden mag, und kleidet es auch nicht, so ist es doch fränkisch, und man macht die Mode mit. Neben den Divan stellt man das Sopha und den „fränkischen Pfahl", den Stuhl — es setzt sich zwar Niemand darauf, aber dergleichen sieht doch gut aus; — die staunenswerthe Unwissenheit in allen Dingen der modernen Cultur wird mit ein paar schnell aufgegriffenen französischen Phrasen behangen — das klingt recht artig, wenn es auch nichts nutzt, meint man. Und so überall ein Nebeneinander von erstarrter orientalischer Cultur und westlicher Pseudo-Bildung, ein grellbuntes, schreiendes Mosaik. Für das Platzgreifen einer ernsteren modernen Bildung fehlt aber dem Osmanenthum der Boden, so lange dieser von den Satzungen des Islam beherrscht wird, die außer dem Koran keine andere Weisheit anerkennen und für nützlich halten, ja sogar in ihrer strengsten Fassung jede Forschung

über den Koran hinaus als Gotteslästerung und als Teufelswerk verdammen.

Die Bildung eines Moslim soll sich nur auf Folgendes erstrecken: Lesen des Koran, Briefschreibekunst, ein wenig Tonkunst und Dichtkunst und — Höflichkeit. Höflichkeit ist das Unerläßliche, das erste Erforderniß der Bildung, es ist eine Kunst, eine Wissenschaft. Unkenntniß im Lesen und Schreiben wird schon verziehen, nicht aber der Mangel an Höflichkeit.

Worin besteht diese Höflichkeit? Nun erstens, daß man die Ceremonie des Grußes in allen ihren Nüancen kunstgerecht auszuführen versteht. Und er ist nicht leicht, dieser „Temenna" — der Verneigende führt die rechte Hand zum Herzen, von diesem zum Munde, vom Munde zum Kinn — zumal dem Höherstehenden gegenüber, bis zu dessen Füßen man den Kopf zu beugen hat. In Persien neigt man dazu noch den Kopf auf die rechte Schulter, wie um einen Schwertstreich zu empfangen, und spricht unterthänigst: „Ich will Dein Opfer werden." Zweitens soll man nie von seiner eigenen Wenigkeit mit „Ich" sprechen, denn „das ist des Teufels Sitte", sondern man spreche stets: „Dein Diener, Dein unwürdiger Sclave"; den An-

geredeten aber titulire man nur mit: „Deine erhabene Persönlichkeit", ja man treibe die Höflichkeit so weit, daß man nur von dem „Staube der Füße" nicht direct von seiner Person zu sprechen wage. Also z. B.: „Dein unwürdiger Sclave hatte die Ehre, den Vater des Staubes Deiner Füße zu treffen." Wer das nicht kann, der mache keinen Anspruch auf feine Bildung! Drittens suche man — nicht zu laut, nicht zu leise, nicht zu langsam, nicht zu schnell, das ist eben die Schwierigkeit — dem zu begegnenden Bekannten ein Dutzend Fragen vorzulegen, die auf das im Westen übliche „Wie geht's?" hinauslaufen und gleich dieser Phrase nicht einmal eine Antwort beanspruchen. Viertens befleißige man sich des Schweigens bei Tische, und sage überhaupt lieber nichts, als daß man etwas ausspreche, was nicht von Höflichkeit triefe, besonders dem Vorgesetzten gegenüber. Und so weiter — wie man sieht, eine Kunst, die Selbstüberwindung erfordert und Sinn für Heuchelei voraussetzt.

Vermagst du nun, diese Höflichkeit schriftlich zu üben, d. h. dich in einem von süßem und geschmeidigem Phrasen-Bombast überfließenden Briefe lein deinen Adressaten zu Füßen zu legen, so bist du schon der Vollendung bedeutend näher gerückt.

Kein „Briefsteller für Liebende“ giebt einen Begriff von der Schwülstigkeit der orientalischen Briefschreibekunst. Selbst im dienstlichen Verkehre der Beamten untereinander ist so viel von Seligkeit und Glückseligkeit die Rede, daß bei Ihnen im Westen ein nicht gar zu exaltirter Verliebter für seinen Bedarf genug daran hätte. Die Briefschreibekunst und im weiteren Sinne die Kunst zu concipiren und zu stilisiren ist denn auch das Hauptziel eines jungen Beamten, der Carrière machen will. Wer sich einer schönen Schrift befleißigt — die meisten Türken thun dies, denn Schlechtschreiben ist eine Unhöflichkeit dem gegenüber, der das Geschriebene lesen soll — und wer einen Bericht, ein Promemoria, einen Geschäftsbrief mit möglichster Geschmeidigkeit in Worten und Wendungen abzufassen vermag, dem ist der Weg zu Ehrenämtern und gar zu Reichthümern gebahnt. Ein Weiteres wird von dem jungen Streber nicht gefordert.

Was hat der hoffnungsreiche Jüngling denn nun eigentlich in der Schule gelernt? Zuerst hat ihm der Chodscha (Elementarlehrer) das Elif-Be (arabisches A-B-C) beigebracht, was nicht so leicht ist, wenigstens für einen Nichtaraber, und doch verhältnißmäßig sehr schnell erlernt wird, denn wie

bereits früher gesagt, zeigt das orientalische Kind eine ungewöhnliche Auffassungsgabe. Darauf lernt er diejenigen Koran=Verse hersagen, welche einen Bestandtheil der täglichen rituellen Gebete bilden. Allmälig wird auf das Memoriren der größeren Suren (Koransprüche) übergegangen. Ich sage, „das Memoriren“; das Verständniß dieser Suren kommt später, wenn es überhaupt kommt, denn wie sollte ein gewöhnlicher Sterblicher zu ergründen vermögen, worüber tausend Bände Commentare geschrieben sind von den größten Gelehrten des Islam? All=mälig füllt sich der Knabenkopf mit Koran=Versen, und wo noch ein Plätzchen übrig bleibt, da werden die theologischen Sophistereien des Katechismus, Birgewi, hineingepreßt. Hat der Schüler oder die Schülerin zum ersten Male den Koran von hinten nach vorne beendigt, so ist dies der Anlaß zu einem feierlichen Familienfeste, dem Chatam, einer Art Confirmation. Von einem geschmückten Lesepulte näselt der Zögling im Beisein der Familie ein paar Suren herunter, uud groß ist die Freude, wenn dies ohne Anstoß geschieht. Dies ist eins der weni=gen Familienfeste, die im moslemitischen Hause vor=kommen; Geburtstage feiert man nicht, da man das Datum nicht einmal zu behalten pflegt. Es

sei hier noch bemerkt, daß es sieben Arten giebt, den Koran zu lesen nach Modulation der Stimme, Betonung und Ausdruck; als eine seltene Musterleistung gilt es, alle sieben Arten zu verstehen.

Neben dem Lesen wird auch das Schreiben geübt, wieder hauptsächlich das Arabische, das Türkische nur nebenher. Auf Schönschreiben wird eine besondere Sorgfalt verwendet. Einstweilen soll ja das Streben bei dem Schüler vorwalten, den Koran in möglichst schöner Fassung zu copiren. Erst später, nachdem er sich in der Grammatik einigermaßen orientirt, tritt die Forderung der Welt hinzu, und es wird das Briefschreiben geübt. Das Abschreiben des Koran gilt als ein religiöser Act, der dem Beten gleichkommt; derjenige gar, der aus dem Abschreiben ein Gewerbe macht, ist der ewigen Seligkeit gewiß: „Die Bücherabschreiber sitzen am Thore des siebenten Himmels.“ Eigentlich soll ja der Koran nicht gedruckt werden, denn „Druckerpressen sind aus dem Zacum gefertigt, des verderblichen Baumes des tiefsten Abgrundes.“ Ein guter Moslim darf mithin keine gedruckten Bücher lesen!

Da Lesen und Schreiben in erster Linie als Mittel zur Kenntniß des Koran dienen, so zählen diese Fertigkeiten zu den religiösen Wissenschaften,

ja sie bilden die Wissenschaft par excellence. Alles Andere ist eitel Stückwerk und weltlicher Tant. Allerdings dürfte das, was man im Orient unter weltlichen Wissenschaften versteht, auch in den Augen des gebildeten Europa als Tant zu betrachten sein. Welch ein wunderbares Phantasie-Gebilde z. B. diese Kosmogonie, wie sie den Schülern beigebracht wird! Da wird ihm erzählt von sieben Himmeln und sieben Erden; jede Erde ist einen Weg von fünfhundert Jahren von der andern entfernt. Denselben Abstand haben die Himmel, von denen einer aus Smaragd, der zweite aus Silber, die folgenden aus kostbaren weißen Perlen, aus Rubinen, aus Gold-Topas und der siebente aus strahlendem Lichtglanze besteht. Diese siebenfache Welt muß nun aber doch ihren Stützpunkt haben, meinen die mohamedanischen Gelehrten. Ja, wo einen Stützpunkt finden? Am besten wäre da ein Engel, der die ganze Weltenlast auf seine Schultern nähme. Worauf soll aber dieser Engel mit seinen Füßen gestellt werden? Antwort: auf einen Felsen von Rubin. Dieser Fels bedarf aber seinerseits wieder eines Stützpunktes. Da wird ein Stier geschaffen, mit viertausend Augen, Ohren, Nasen, Mäulern und Füßen, wovon jeder Fuß von dem anderen fünfhundert Jahresstrecken absteht. Das

Athmen dieses Thieres bringt das Phänomen von Ebbe und Fluth hervor. Auch der Stier kann einer Basis nicht ermangeln — wurde also ein Tisch erdacht, dessen Nasenlöcher so groß sind, daß alle Wasser der Welt in ihnen verschwinden könnten. Und so kann dieser Weltenbau bis in's Unendliche weiter gestützt werden.

Bedenklicher wird diese phantastische Spielerei, wenn sie sich mit unserer Mutter Erde befaßt. Sie läßt diese Erde von einem Ocean-Gürtel umgeben sein, über dem das Kaf-Gebirge in's Unendliche emporstarrt. Die Rücken dieses Gebirges bilden den Aufenthaltsort der Engel, und die einzelnen Regionen dieses Elysiums bestehen aus Gold und Silber, fünf derselben gar aus Moschus. Der Erden giebt es, wie schon gesagt, sieben, davon ist die zweite der Aufenthalt der Winde, die dritte und vierte unbewohnt, die fünfte mit Schlangen, die sechste mit Scorpionen bevölkert, die siebente haben sich der Satan und seine Genossen zur Residenz ausersehen.

Nicht viel anders ist es mit dem Geschichtsunterricht bestellt. Statt der Großthaten der islamitischen Blüthezeit werden den jungen Türken die Historien berühmter Märtyrer und die Chronik der Heiligen vorgeführt, ein Unterrichtsstoff, der nicht

wenig dazu beiträgt, den Hang zum Uebernatürlichen und Wunderbaren, der jedem Orientalen innewohnt, noch zu verstärken. Dieser Heiligen- und Märtyrer-Legenden giebt es unzählige, wie es unzählige Träger dieser Legenden giebt. Der Heiligen-Cultus wird im Orient in überschwenglichster Weise betrieben. Jedes Dorf hat da seinen besonderen Heiligen; irgend einen frommen Mann, der bei Lebzeiten sich des Betens und Hungerns befleißigte, erhebt die öffentliche Meinung zum Range eines Heiligen. Man errichtet ihm ein eignes Grabmal, und dies Grabmal beginnt die Gläubigen anzulocken, ja die Nähe desselben vermag Wunder auszuüben; Kranke und Krüppel kommen hinzu, um sich heilen zu lassen. Nie darf ein Fremder versäumen, beim Eintritt in einen Ort dem berühmtesten und augenblicklich verehrtesten Heiligen desselben seinen Besuch abzustatten. Karawanen pflegen an solchen Grabmälern Halt zu machen; man steigt ab, läßt sich nieder und trinkt zu Ehren des Heiligen so und so viel Tassen Kaffee, je nach dem Range und der Wichtigkeit desselben. Kaffee wird dort ebenso zur Libation und zum Gedenktrunk genossen, wie bei den Franken der Wein; und will man Jemandes Andenken besondere Ehre anthun, so greift man zur

consistenteren Nahrung und schlingt eine Schüssel Pilaw hinunter; natürlich geschieht dergleichen abseits der Culturstraßen. Uebrigens ist der Heiligenrang nicht immer die Belohnung eines gottesfürchtigen Lebens; in manchen Familien, besonders in Marokko erbt ihn der Sohn vom Vater, mag derselbe auch durchaus nicht in die musterhaften Fußtapfen des letzteren treten. Man sehe nur, wie im Marokkanischen die Scheriff, angebliche Nachkommen des Propheten, schon bei Lebzeiten verehrt werden. Wahnsinn und Irrereden kann unter Umständen ebenfalls zur Heiligsprechung berechtigen, wenigstens in den Wüstengegenden werden Irrsinnige als Halbheilige verehrt.

Es soll nun nicht gesagt sein, daß man in Geographie und Weltkunde die Errungenschaften der modernen Forschung gänzlich von sich wiese oder gar sein Gedächtniß gegen die Erinnerungen an frühere Glanzzeiten verstopfe. Es giebt im Orient ganz gute Geographen und ansehnliche geographische Werke, und wie sehr die türkischen Diplomaten mit den Verhältnissen des Auslandes Bescheid wissen, haben sie mehr als einmal zur Genüge bewiesen. Das objective Geschichtsstudium findet sich seltener vor, und man hält noch an der traditionellen Chroniken-Form fest.

In den Volksschulen beschränkt sich der Unterricht auf das früher Genannte. Wie ist es nun mit den Hochschulen, den Medresses berühmten Angedenkens? Wie ihre äußere Behausung zu zerfallen droht, und wie die Zöglinge derselben Noth haben, ihr Leben zu fristen, so ist es auch mit dem bestellt, was dort gelehrt wird. In früheren Zeiten zog der Ruf der berühmten Medresses viele Tausende wissensdurstiger Schüler herbei, und diese Schüler zu unterhalten und zu unterstützen, war eine fromme Pflicht wohlhabender Familien. Heute verhungern diese Softas fast, mit ihnen verhungert die Wissenschaft. Der Fanatismus allein ist geblieben.

Die Medresses sollen vor allen Dingen dem Studium des Koran dienen. Man betreibt die Syntax nur, um tiefer in den vieldeutigen Sinn der Koran-Suren einzudringen, nicht um der Sprache willen. Da das mohamedanische Recht sich auf den Koran stützt und aus diesem resultirt, so ist mit dem Studium desselben von selbst die Rechtswissenschaft verknüpft. Die Letztere muthet dem Wissensjünger die ungeheuerlichsten Gedächtnißlasten zu; je mehr Rechts-Traditionen und Commentare er in seinem Hirn unterzubringen vermag, um so gelehrter steht er da.

Etwas Rechenkunst, Geometrie, Astronomie und Heilkunde vertreten in dürftigster Weise die weltliche Wissenschaft. Wenn aber diese Wissenschaft später, wie die Heilkunde, den Bedürfnissen des practischen Lebens gegenüber gestellt wird, da muß sie ihr Unvermögen offen eingestehen. Bekanntlich genießen im Orient nur die europäischen Aerzte eines Ansehens, und wenn man krank ist, zieht man es vor, statt zu einem moslimischen Heilkünstler zu gehen, die geheimnißvolle Macht eines Magiers zu erproben. Einen Anflug zum Besseren im Unterrichtswesen hat man mit der Gründung der Hochschulen Suleymanie, Osmanie und neuerdings des französirenden „Lycée Impérial“ gemacht.

Ich nannte die Dichtkunst als ein Erforderniß ottomanischer Bildung. Wenn von orientalischer Dichtkunst die Rede ist, so glaubt man darin gemeinhin einen üppig blühenden, vom Gesang der Vögel, vom berauschenden Duft der Blumen, vom Plätschern der Fontainen und von silbernem Mondesflimmern erfüllten Garten verstehen zu müssen. Als ein solcher Garten mag wohl die bessere Periode der persischen und arabischen Poesie gelten, nie aber jene Gefilde, die sich an dem ottomanischen Parnaß hinziehen. Hier ist Alles erstarrte

Form, künstlich geschnittene Hecken und wunderlich, unschön geformte Beete, darüber ausgegossen ein mystisch-theologischer Moderduft. Die Ottomanen sind gleichsam die Römer des Orients, sie haben, wie diese von den Griechen, von den Persern und Arabern in Sachen der Poesie und Kunst Lehre und Anregung geschöpft. Ihre Poesie erscheint dürftig, wie ein Ableger neben der Mutterpflanze; dürftig, was den Inhalt anbelangt, die Form dagegen ist ja üppig in's Kraut geschossen, und die Dichtkunst hieße hier richtiger prosodische Kunst. Ihr Feld ist die didactische Grübelei, die haarspalterische Spitzfindigkeit, die sich oft in meisterhaften Epigrammen verkörpert. Wie im Leben, so ist auch in der Poesie die Liebe und was, mit Liebe verwandt, des Menschen Brust zu bewegen pflegt, nur ein leerer Schall, das rein Menschliche tritt in den Hintergrund; die mit großer Geschicklichkeit gehandhabte Form vermag nicht für den unerquicklich geschraubten Stoff zu entschädigen.

Also nicht Dichtkunst, sondern Kenntniß der Prosodie und jongleurartige Spielerei mit prosodischen Formeln ist das Postulat der Bildung. In früheren Zeiten, noch vor dreißig Jahren, wurde Belesenheit in den ottomanischen Schriftstellern ge-

fordert, — Belesenheit ist im Orient fast so viel wie Auswendigwissen, — heute genügt es, wenn man im poetischen Formelwesen sicher ist und wohl auch hie und da sein Verslein zu drechseln vermag. Auch darin ist viel Talent vorhanden, und es ist ein Wetteifern, wer die schwierigste Form auf das Geschickteste bemeistert. Dieser Formen sind unzählige; einige seien hier genannt: das Kassidet (Gelegenheitsgedicht), das Ghasel, das Mesnewi (Doppelgereimtes), das Tesmin (Glosse), das Rubijat, Mokataat, Moferredat, Mimaa (Räthsel), Laghs, Maklub, Tarich u. s. w. In allen kommt es darauf an, irgend eine Künstelei zu überwinden, einen Namen, ein Datum und Aehnliches am richtigen Orte anzubringen.

Was die Musik anbelangt, so wird von dem, der Anspruch auf Bildung macht, weniger verlangt, daß er sie selbst ausübe, als vielmehr, daß er musikalisches Leben in seinem Hause begünstige und so als eine Art Mäcen auftrete. Die Instrumente sind meist primitiver Natur, das neuerdings sich immer mehr verbreitende Klavier abgerechnet; es sind hauptsächlich der Santur, eine Art Zither, deren Saiten mit Hämmern geschlagen werden, und das Tambour, eine tiefbauchige Mandoline; dieselben

werden meist den Sclavinnen überlassen, wie das Tanzen, uud erhöht sich der Werth einer Sclavin, welche musikalisch ist, um ein Bedeutendes. Gesungen wird auch wohl von den freien Frauen, meist mehrstimmig, doch nicht nach Noten (geschriebene Noten, die meist durch Buchstaben dargestellt werden, sind selten). Neuerdings sind bulgarische und tscherkessische Volkslieder sehr beliebt, schwermüthige, an die kleinrussischen Weisen erinnernde Gesänge. Zum Tanze werden das Tambour, das Tambourin und die Castagnetten aufgespielt. Ein Europäer befreundet sich schwer mit den eigenthümlichen Gesetzen der Harmonie oder vielmehr Disharmonie, auf denen die ottomanische Musik ihr wenig kunstreiches Gebäude aufbaut.

„Doch was hülfe es, wenn Du das Wissen bis an die Grenzen China's aufsuchtest und ermangeltest der Gottesfurcht, des Anfanges aller Weisheit," spricht der echte Moslim. Das größte und reichste Wissen kann Niemanden hinwegsetzen über die Verpflichtung, die Essenz seines innern und einen großen Theil seines äußern Seins dem Cultus des Allerhöchsten zu weihen. Wir haben schon zu verschiedenen Malen zu beobachten Gelegenheit gehabt, in welch intensiver Weise die Gottes-Idee das

öffentliche wie das Privatleben zu durchdringen pflegt, wie Alles, was geschieht, nur um Gottes-willen geschieht und zum Ruhme des Propheten; wie alle Thaten und Verrichtungen, auch die all-täglichsten, mit dem zukünftigen Dasein in Verbindung gebracht werden, ja wie die sichere Hoffnung auf das Paradies den Gläubigen zu den größten Helden-thaten anzufachen weiß.

Skizziren wir mit wenigen Strichen das Wesen dieser Religion. Mohamed, einst von einem als Be-duinen verkleideten Engel befragt, worin das Wesen des Islam bestände, antwortete: „Bezeuge, daß es nur Einen Gott giebt, und daß ich sein Gesandter bin; halte die Stunden des Gebetes inne, gieb Al-mosen, beobachte die Fasten des Rhamadan und pilgere nach Mekka!“ Selbstverständlich kann nur Almosen spenden, wer selbst keine nöthig hat, und nur dem Wohlhabenden kann die kostspielige Pilger-fahrt nach der „heiligen Stadt“ gestattet sein; dies sind also zwei bedingte Vorschriften. Die übrigen erleiden keine Einschränkung und fordern genaueste Befolgung von jedem Gläubigen. Vor Allem die Anrufung des Namens Gottes. Je öfter ein Mos-lim diesen Namen ausspricht, um so verdienstvoller ist sein Leben. Er versäume nicht, bei jeder Ver-

richtung das „im Namen Gottes“ auszusprechen; Gruß und Gegengruß enthält diesen Namen. Wer keine Sure des Korans herzusagen vermag, jedoch den Namen Gottes noch hinstammelt, so oft er kann, der ist der ewigen Seligkeit gewiß. Für die des Schreibens und Lesens Unkundigen giebt es besondere Bücher, welche den Gottesnamen vieltausend Mal enthalten, weiter nichts; dies Zeichen muß ein Jeder kennen, und das Anstarren des Zeichens ersetzt die Lectüre des Koran. Auch bestehen einzelne, fromme Genossenschaften, deren einzige Aufgabe darin besteht, es in dem Aussprechen des Namens auf eine Maximal-Leistung zu bringen; siebzigtausendmal an einem Abend, das ist schon eine sehr ansehnliche und verdienstvolle Leistung, die bei gewissen Festen jedoch erreicht werden muß.

Zur Registrirung dient der Rosenkranz; derselbe ist zugleich eine Mahnung zum Gebet, die dem echten Gläubigen nie aus den Händen gleiten soll; er darf ihm nie fehlen, weder zu Fuß noch zu Pferde, weder bei der Arbeit noch beim Essen, beim Denken und beim Verdauen. Dieser Rosenkranz, welcher aus Rosenholz, Buchsbaum, Achat, Korallen oder gar kostbaren Perlen besteht, hat neunundneunzig Körner, deren Jedes wieder neunundneun-

zig Eigenschaften Gottes darstellt; der echte Gläubige hat bei jedem Korne, das er durch die Finger gleiten läßt, eine dieser Eigenschaften zu nennen, der Laie begnügt sich mit dem Aussprechen des Gottesnamens.

Daß es außer dieser fortlaufenden Gebetsthätigkeit noch genau abgegrenzte Gebetsstunden giebt, welche vom Minaret der Moschee ausgerufen werden, und daß die zu verrichtenden Gebete genau nach Vorschrift ausgeführt werden müssen, dürfte bekannt sein. Die Beschreibung des Fastenmonates Rhamadan und die einer Pilgerreise nach Mekka würde uns hier zu weit führen; wenden wir uns zu einer weniger bekannten Region, dem mohamedanischen Jenseits, wie solches sich nach Koran und Ueberlieferung gestaltet.

Der Koran, kurz „die Schrift“ genannt, ist eine Sammlung von Offenbarungen, die dem Propheten direkt oder durch Vermittelung von Engeln, Träumen und Gesichtern zugekommen sind. Außer diesem heiligen Buche gab es noch hundertunddrei andere, die von Adam, Moses, David und Jesus herstammen. Von diesen hundertundvier Büchern sind nur vier übrig geblieben: die Schöpfungsgeschichte, der Psalter, die Evangelien und der Koran.

Die ersteren gelten also neben dem Koran auch noch als heilige Bücher, jedoch sind sie von untergeordneter Bedeutung; ihre Verfasser bekleiden den Rang der Propheten niederen Ranges. Einer höheren Verehrung erfreuen sich Adam und Eva; ihre Grabmäler (dasjenige Eva's ist fünfhundert Fuß lang, dreißig Fuß breit, ihrer Gestalt entsprechend, die also sehr schlank gewesen sein muß und zu ihren Lebzeiten nicht die besten Tage genossen haben mag, denn man zeigt auch die Riesenbeulen, die ihr Adam durch Prügel beigebracht haben soll) sind das gesuchte Ziel frommer Pilger; ferner wird das Andenken Abrahams und das seines Weibes Sarah heilig gehalten.

Zur Ausführung der Befehle Gottes dienen die Engel; sie haben einen „reinen, freien Körper, sind geschlechtslos, essen und trinken nicht und bewegen sich mit zwei, drei oder vier Flügelpaaren". Jedem Menschen sind solche zum Schutze und Beistand beigegeben; beim Gebete verneigt sich der Gläubige nach links und rechts, den Engeln zu, die er sich an seiner Seite stehend denkt. Es giebt vier Hauptengel. Der erste ist Gabriel, auch „Geist Gottes" genannt; dann kommen Michael, der Engel der Offenbarung, Azariel, der Todesengel, Israfil,

der Engel der Auferstehung. Als eine Art Halbengel gelten Djins, „untadelige Geister“, welche alle Dinge durchdringen und überall sind.

Ein gefallener Engel ist der Teufel, „Iblis“ genannt. Er fiel aus Hochmuth und wurde von Gott verflucht, weil er sich weigerte, Adam anzubeten. Sein Name erfreut sich einer besonderen Popularität, und er wird mit allen Dingen in Verbindung genannt, die nichts taugen. Das Fluchen ist leider eine der eingefleischtesten Angewohnheiten des Orients, nirgends wird mit solcher Kraft geflucht, und nirgends ist das Fluchregister so reichhaltig, wie dort.

Hölle und Himmel werden erst am jüngsten Tage gebildet, bis dahin wird den gestorbenen Seelen ein anderer Aufenthalt angewiesen. Der Todte wird im Grabe kurz nach seiner Beerdigung von zwei Engeln auf sein irdisches Leben examinirt; besteht er, so soll sein Körper in Frieden ruhen, seine Seele, von ihrer Hülle losgelöst, hält sich in der Nähe des Grabes auf, in Erwartung des Paradieses. Besteht er nicht, so wird sein Körper mit eisernen Keulen geschlagen und von giftigen Thieren gebissen, für seine Seele ist nirgends Platz, und sie ist verdammt, ruhelos umherzuirren. Die Seelen der

Märtyrer verbleiben bis zur Auferstehung im Halse der grünen Vögel des Paradieses.

Der jüngste Tag kündigt sich durch „Zeichen“ an. Die Sonne geht am Abend auf, ein Imam verkündet den Islam aller Welt, auch Christus und seine Anhänger bekennen sich dazu. Die Trompete schallt, die Sonne verdunkelt sich, Sterne fallen, das Chaos herrscht, und alles Lebende stirbt. Darauf läßt Gott einen vierzigjährigen Regen fallen, der Alles neu keimen macht. Gabriel, Michael und Israfil werden zuerst auferweckt. Letzterer sammelt die Seelen alle in eine Trompete und stößt sie aus, dorthin, wo sie die „Wägung“ bestehen sollen.

Das jüngste Gericht dauert fünfzigtausend Jahre zu dreißig Tagen, während welcher Zeit die Prüfung der Seelen stattfindet. Dieselben werden von Gabriel gewogen. Ueberwiegen die guten Thaten auch nur um ein Haar die bösen, so ist der betreffenden Seele der Eingang in's Paradies gesichert. Hat man Jemandem Unrecht gethan auf Erden, so muß man diesem ein Theil seiner guten Thaten ablassen. Rechtgläubige können auch zeitweise Strafen erhalten, z. B. muß ihre Haut tausend Jahre hindurch zu Kohle verbrennen.

Darauf erfolgt die Auferstehung der mit dem

Körper wieder vereinigten Seelen. Die Frommen erstehen in Leinwand gehüllt, die Gottlosen nackt. Bestimmte Arten von Sündern erscheinen in Mißgestalt, z. B. die Geizigen als Schweine, die Wucherer mit umgekehrten Beinen und Füßen. Gott richtet dann in Person Menschen, Engel, Geister und Thiere. Mohamed dient als Fürsprecher. Alle Gerichteten haben die früher bereits erwähnte haarscharfe Brücke Sirath zu passiren. Die Gerechten werden dieselbe mit Windesflügeln überschreiten, die Gottlosen ergreift ein Schrecken, und sie fallen dem Abgrund anheim.

Die Hölle ist vom Paradies durch eine Mauer geschieden, welche denen als neutrales Gebiet zum Aufenthalte dient, welche noch nicht endgültig gerichtet sind, da ihre Wagschalen balancirten. Sieben Stockwerke hat die Hölle; in dem obersten hausen Diejenigen, welche zeitweise Strafe erleiden und nach tausend Jahren erlöst werden, im untersten dagegen die Heuchler, welche nur äußerlich den Islam bekennen; die übrigen sind bevölkert mit Christen, Juden, Sabäern und Ungläubigen. Der Anzug der Verdammten ist Feuer und heißes Wasser.

„Feuchte Wiesen, durchrauscht von Milch- und Honigbächen“, erwarten dagegen den Gerechten im

Paradiese. Schwarzäugige Houri's, Paradieses-Jungfrauen, deren Körper aus duftendem Bisam besteht, empfangen ihn, siebzig einen Jeden, und geleiten ihn zu schwellenden Seidenpolstern in köstlich duftende Lauben. Von achtzigtausend Sclaven wird er bedient. Wein genießt er, der nicht berauscht und Haschisch, der nicht betäubt. Statt der schwarzäugigen Jungfrauen erwünscht sich aber der Marokkaner „blauäugige, blondlockige Engländerinnen“! —

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalts-Verzeichniß.

			Seite
Erstes	**Kapitel:**	Morgenbesuch in einem Hause zu Stambul	1
Zweites	„	Unterhaltungen im Harem	22
Drittes	„	Kleidung und Mode	39
Viertes	„	Toilette und Bäder	60
Fünftes	„	Liebe, Verlobung, Heirath	84
Sechstes	„	Ehe und Eheleben	120
Siebentes	„	Kinder und Kinder-Erziehung . .	141
Achtes	„	Die Sclaverei	153
Neuntes	„	Des Sultans Harem und Haushalt	183
Zehntes	„	Etwas vom Essen	207
Elftes	„	Etwas über Bildung und Glauben .	224

Lehmannsche Buchdruckerei, Dresden-Neustadt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nūr-ad-Dīn

Türkische Interna Von Nuredin Aga

Dresden, Leipzig 1884
H.g.hum. 426 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11615442-5